SONNE UND SCHATTEN: ROMAN VON WILHELM JENSEN

Wilhelm Jensen



Sonne und Schatten.

Zweiter Band.

Sonne und Schatten.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

Zweiter Band.





Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1873


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wechsel.

Anna.

Ich fuhr in meinem Bett in die Höhe, denn mir fiel ein heller Lichtstrahl gerade auf die Augen. Anfänglich wußte ich nicht, was in dem Zimmer vorgehen mochte, dann sah ich, daß Jemand am Kopfende meines Bettes stand, und dann, daß es der Onkel Biesewig war.

„Steh' auf!" sagte er.

„Was machst Du hier um diese Zeit? Ist es schon Morgen? Ich bin noch müde, laß mich noch schlafen," antwortete ich.

Doch er faßte meine Hand am Gelenk und wiederholte so kurz und eigenthümlich: „Steh auf!", daß ich mich zu fürchten anfing und gehorchte. Er hieß mich meine Kleider anziehen und ihm ins Nebenzimmer folgen.

Verwundert gewahrte ich, daß dies hell erleuchtet

war; in einer Ecke standen die beiden Mägde zusammengedrängt und blickten scheu vor sich hin auf die Mitte der Stube. In dieser war, ganz anders als sonst, ein Bett aufgeschlagen, darauf lag Papa und schlief. Seine Hände ruhten übereinander auf der Decke, und es fiel mir auf, daß sie sehr weiß, viel weißer als gewöhnlich, fast wie das Leintuch unter ihnen, aussahen.

Der Onkel hatte wieder meine Hand gefaßt, und führte mich an das Bett.

„Geht hinaus!“ befahl er den Mägden und sie verließen, wie es schien, nicht ungern, eilig das Zimmer.

„Das war Dein Vater, Anna,“ fuhr er zu mir gewendet mit klangloser Stimme fort, „er hat zweier Menschen Leben verderbt, aber Dir hat er das Leben gegeben und Dich geliebt. Ich habe ihm vergeben.“

„Warum spricht Papa nicht? Ich fürchte mich,“ sagte ich kleinlaut.

„Du weißt noch nicht, was es heißt, Anna, daß der einzige Mensch von Dir gegangen, dessen Herz Dich geliebt hat. Daß Du ihn nie wiederfinden wirst in Deinem ganzen Leben. Nimm Dein Herz in Acht, daß seine Liebe nicht die einzige in Deinem Leben

bleibt. Du hattest sie nicht verdient; suche es jetzt zu thun, wo die Leute sagen, daß es zu spät ist. Vergiß es nicht, denke oft daran, was ich Dir heut Nacht gesagt. Höre nicht auf Die, welche Dir schmeicheln und Dich preisen; Deine Freunde sind, die Dich tadeln. Ich warne Dich, nicht weil Du mir lieb bist, sondern weil ich es Deinem Vater in seiner letzten Stunde versprochen. Er vermochte nicht mehr zu reden und mich darum zu bitten, doch ich las es in seinen Augen und gelobte ihm, Dir mit Rath zur Seite zu stehen, wenn Du ihn verlangen würdest. Es war eine Sühne, die ich ihm schuldete. Denn der Mensch hat kein Recht, zu richten und den Todeskampf eines Andern durch den Aufschrei seines eigenen Herzens zu erschweren. Er hat mein Wort mit hinüber genommen, daß mein Rath Dir zu Gebote stehen soll, nicht mein Herz. Dem bist Du fremd geblieben bis heut, und es ist kein Band zwischen uns. Willst Du das knüpfen, muß Dein Herz sich anders offenbaren. Ich sage Dir das heute, an der Leiche Deines Vaters, und nie wieder, nie, so lang ich lebe."

War es die Kälte der Nacht, war es der sonderbar ernste Ton, in dem der Onkel nie mit mir gesprochen, es überlief mich seltsam, heiß und schaudernd zugleich. Dennoch erwiederte ich fast trotzig:

„Wenn Du mich nicht lieb hast, so gibt es doch noch einen Menschen, der es hat —“

„Deine Mutter — armes Geschöpf, es wäre besser, sie haßte Dich!“

„Nein, Mama nicht; Mama hat mich nicht lieb —“

„Wer denn?“

„Geerdt!“

Ich hatte während der letzten Worte mit den Thränen gekämpft, nun brachen sie hervor. Was Onkel Knut vom Tode und Niewiedersehen gesagt, hatte ich ohne etwas dabei zu denken angehört, aber plötzlich ward es mir so unheimlich, daß Papa so still und unbeweglich dalag — ich griff unwillkürlich nach seiner Hand und ließ sie angstvoll wieder fahren, denn sie war schwer und eisig und durchkältete mich durch den Arm bis an die Brust, und ich schrie schluchzend auf:

„Papa, sprich doch, sag' doch, daß Du mich lieb hast. Papa — —“

Ich weiß, daß die Lichter alle vor meinen Augen ineinander flackerten, und daß der Onkel mich gewaltsam auf den Arm hob und das Zimmer mit mir verließ, während ich mich mit den Füßen und den Händen sträubte und rief:

„Ich will bei Dir bleiben, Papa — Der Onkel Bösewicht trägt mich fort —“

„Ich bringe Dich zu Geerdt, mein Kind,“ sagte er freundlich, „Du sagst ja, daß er Dich lieb hat“

— — — — — — — — — — — — — —

Es war nicht so dunkel im Hause des Onkels wie in unserem, das gefiel mir. Vorzüglich an den Wänden in seinem Arbeitszimmer befand sich so viel Interessantes. Ausgestopfte Vögel in großen Glaskasten, andere mit wunderschönen bunten Schmetterlingen daneben, dann auf Repositorien Gläser aller Art mit Schlangen, Eidechsen und Thieren, die ich noch nie gesehen. Das Zimmer war sehr umfangreich, und alle diese Sachen nahmen nur eine Wand desselben ein; doch die übrigen waren ebenfalls so dicht bedeckt, daß von der Tapete kaum irgendwo ein größeres Stück zum Vorschein kam. Oelbilder und Stahlstiche wechselten mit einander, dazwischen standen weiße Statuen, ähnlich wie bei uns im Salon.

Nur wie ich sie anfühlte, erschienen sie härter als unsere, nicht von Gyps, sondern von Stein. Außerdem fiel mir auf, daß die Goldrahmen an vielen von den Oelbildern so abgenutzt und veraltet aussahen, daß Mama sie niemals aufgehängt, sondern auf den Boden gestellt haben würde, gerade wie manchen von den

Holzschnitten, die Papa früher auch in seiner Stube ähnlich gehabt, bis Mama sie eines Tages heimlich fortnahm und verbrannte, weil es eine Schande sei, eine noble Wohnung mit so geschmacklosem alten Kram zu entstellen. Auch die Möbel des Onkels stachen gewaltig von unseren ab, die glänzend vergoldet waren und den feinsten Sammtüberzug besaßen. Diese waren ganz aus dunklem Holz mit hohen ausgeschnitzten Lehnen, und es saß sich, wie ich der Reihe nach ringsum versuchte, lange nicht so weich darauf, wie auf unseren. Am Ende jedoch hatte ich Alles untersucht und betrachtet und fing an, mich zu langweilen.

„Kommt Mama denn nicht bald?“ fragte ich.

„Ich habe Dir gesagt, daß Deine Mutter verreist ist, und daß ich nicht weiß, wann sie zurückkommt,“ antwortete der Onkel.

„Und ist Geerdt mit Mama fort? Er soll mit mir spielen.“

„Geerdt wird mit Deiner Mutter kommen, aber nicht um mit Dir zu spielen, sondern um zu arbeiten; denn er muß lernen, um sich durch's Leben bringen zu können.“

Des Onkels Stimme klang mir noch im Ohr von der Nacht zuvor, als er mich auf den Arm genommen und gesagt, er wolle mich zu Geerdt bringen, der

mich lieb habe. Einen Augenblick damals war sie sanft, fast liebreich gewesen, wie wenn Papa zu mir gesprochen; nun klang sie so ruhig gleichgültig, und er sah nicht von seinem Buche auf, wenn er mir Antwort gab. Ich fühlte mich sehr einsam, und es war Alles unsäglich langweilig, seitdem Papa todt war. Ich kletterte auf einen hohen Stuhl in der Ecke und fing an darüber nachzudenken, weshalb Papa eigentlich gestorben sei.

„Müssen alle Menschen sterben?“ fragte ich nach einer Weile.

„Ja,“ sagte der Onkel kurz.

„Das ist nicht hübsch, und Mama wird es nicht gern thun, denn man sieht nicht gut aus, wenn man todt ist.“

Ich erhielt keine Antwort und dachte für mich weiter nach. „Wenn ich stürbe, da würde Geerdt weinen,“ dachte ich. „Wird Mama auch weinen, wenn sie hört, daß Papa todt ist?“

Endlich fragte ich wieder laut:

„Bringst Du Papa auch dahin, wohin Du Geerdt's Vater gebracht hast?“

„Ja.“

„Aber Papa ist doch ein Senator, und wenn

ich mit ihm auf der Straße gehe, so grüßen uns alle Leute, während Geerdt's Vater nur ein Handwerker war."

Diesmal wandte der Onkel den Kopf nach mir um, und ich erschrak vor dem strengen Blick, den seine Augen mir zuwarfen.

„Du bist ein hochmüthiges, verdorbenes Kind, Anna Bolten," sagte er hart. „Wärst Du die Tochter des ärmsten Handwerkers, so wärst Du besser geartet, und die Menschen und ich würden Dich lieben. Jetzt schweige und denke darüber nach, wie schlecht und dumm es ist, einen Menschen für etwas Besseres zu halten als den andern, weil jener in einem vornehmen, dieser in einem ärmlichen Hause wohnt. Hast Du mich verstanden?"

Ich blickte ihn trotzig an und gab keine Antwort, und gab sie auch nicht, als er die letzte Frage noch einmal wiederholte. Doch plötzlich sprang er schneller als ich überhaupt gemeint, daß der Onkel sich bewegen könne, von seinem Stuhle auf, kam an mich heran und sagte, mich hart am Oberarm fassend, in drohendem Ton:

„Du hast zu gehorchen, Anna Bolten, wenn ich mit Dir rede, und Antwort zu geben, wenn ich es verlange. Hast Du mich verstanden?"

Ich wollte nicht, doch meine Lippen thaten sich unwillkürlich furchtsam auf und flüsterten „ja“.

„Gut, so thue, was ich Dir befohlen, und denke darüber nach, weshalb Du nicht mehr, sondern weniger werth bist, als die Tochter jedes rechtschaffenen Handwerkers. Ich werde Dich später befragen und erwarte, daß Du es alsdann sagen kannst.“

Er drehte sich um und ging wieder an seinen Schreibtisch. O wie sehnte ich mich darnach, daß Mama zurückkommen möchte! Die würde es ihm schon sagen, daß ich etwas ganz Anderes sei, als Helene Heidmann, und daß ein Senator nicht auf den nämlichen Platz gehöre, wie ein Handwerker. Die würde Dir auch sagen, was Du bist, Onkel Bösewicht, und daß Alles hier in Deiner Stube ärmlich und bettelhaft gegen unser Haus ist —

Ich blieb in der Ecke sitzen und schluchzte, aber leise in meine Schürze, damit der Onkel es nicht hören sollte, bis das Mädchen kam und meldete, daß das Mittagsessen angerichtet sei —

Ich weiß nicht mehr, wie viele Tage später es war, daß ich mit dem Onkel in eine Kutsche stieg, die vor der Thür wartete und uns an unser, d. h. an Papa's und Mama's Haus brachte. Da gingen

wir die Treppe hinan, oben aus den Zimmern klang ein lautes Klopfen, wie wenn die Leute auf dem Zimmerplatz Nägel in Bretter einschlügen, und auf dem Flur standen unsere beiden Mädchen ganz schwarz gekleidet mit Taschentüchern in den Händen und weinten laut. Der Onkel hieß mich bei ihnen zurückbleiben und ging ins Zimmer, während die Mägde jetzt eifrig mit einander flüsterten, doch jedesmal, wenn einer von den Herren, die ich früher manchmal bei Papa gesehen, die Treppe heraufkam, ihre Tücher wieder an die Augen drückten. Mir ward es bei all' den fremden Menschen, die alle schwarz von Kopf bis zum Fuß sich in unsere Zimmer hineindrängten, unheimlich zu Muth, daß ich selbst anfing zu weinen, und Susannens Kleid fassend fragte:

„Weißt Du nicht, wo Mama ist? Ist sie noch nicht wieder da, und der Onkel Ulquist auch nicht?"

Aber wie ich es kaum gesagt, begann Susanne plötzlich laut zu kichern und stieß ihre Nachbarin mit dem Ellbogen, daß diese ihr Taschentuch zwischen die Zähne nahm, um das Lachen zu verbeißen, und Susanne antwortete: die Frau Senator und der Onkel Ulquist würden nun wohl bald kommen, wenn Alles in Ordnung sei, und Beide lachten wieder und drückten

zugleich wieder die Tücher an die Augen, denn eine von den Thüren öffnete sich, und Susanne zog mich etwas an die Wand zurück und wisperte: „Jetzt mußt Du still sein, da ist der Sarg, und wenn er vorbeikommt, mußt Du Dich verbeugen, das gehört sich.“

Ich erinnerte mich, daß eben solche große schwarze Lade auf dem tuchverhängten Wagen gestanden, hinter dem im Sommer der Onkel Knut mit Geerdt an der Hand gegangen, als des letzteren Vater gestorben. Nur war diese weit schöner verziert und die Ecken mit Silber beschlagen, so daß ich während des Anschauens ganz die Weisung vergaß, welche Susanne mir ertheilt. Acht Männer mit ordinären Gesichtern, doch alle in schwarzen Sonntagsröcken, trugen die große Lade, und gleich hinter ihnen kam der Onkel, nahm meine Hand und führte mich die Treppe hinunter wieder an unsere Kutsche. Es stand jetzt eine lange Reihe von Wagen auf der Straße, fast bis an die Ecke, aber unsere war die erste nach dem mit vier ebenfalls schwarz verhängten Pferden bespannten Todtenwagen, und ich stieg innerlich zufrieden ein und blickte, während wir langsam durch die Stadt fuhren und die Glocken von allen Thürmen zu läuten anfingen, stolz durch's Fenster auf die Leute, die uns begegneten, stehen blieben und die Hüte abzogen,

hinaus. Ich war überhaupt an dem Nachmittag mit Allem sehr zufrieden, denn überall erhielt ich den ersten Platz, auch auf dem Kirchhofe vor der Stadt, wo alle Uebrigen sich hinter mich stellten, und der Pastor mir, nachdem er eine lange Rede gehalten, auf die ich nicht Acht gab, zuflüsterte, ich solle zuerst eine Handvoll Erde vom Boden nehmen und sie auf den Sarg hinunterwerfen. Das that ich — es war ein kleines Steinchen darunter, und ich sah und hörte, wie es auf den Silberbeschlag aufschlug und knisternd fortsprang — und dann erst thaten alle Andern es mir nach. Dabei sahen sie mich mitleidig, fast ehrerbietig an, wichen zur Seite, wohin ich ging, und nahmen, als sie sich verabschiedeten, ihre Hüte vor dem Pastor und — ich merkte es wohl — auch vor mir ab, so daß ich äußerst befriedigt und wohlwollend mit dem Kopf nickte und zu meiner großen Genugthuung deutlich empfand, wie falsch Onkel Biesewig die Menschen beurtheilt, als er gesagt, es hätte mich Niemand lieb und ich sei nichts Besseres, als eine Handwerkerstochter. Geerdt konnte mir am besten Auskunft darüber geben, und ich beschloß, sobald ich ihn wieder sehen würde, ihn zu fragen, ob man ihn auch so respektvoll begrüßt habe, als sein Vater auf dem Kirchhof begraben worden. O, gewiß nicht,

nicht halb so. Er war ja ganz allein mit dem Onkel Biesewig hinter dem Sarge gegangen, kein einziger Wagen, und wir hatten — ich zählte sie im Hinausgehen — dreiundzwanzig Kutschen.

Dann saß ich wieder in unserer Kutsche, und der Onkel brachte mich in seine Wohnung zurück, verließ diese aber selbst gleich wieder, weil während seiner Abwesenheit Jemand dort gewesen, der ihn zu einem Kranken gerufen. Er fuhr mit dem nämlichen Wagen fort, und etwa nach einer Stunde hörte ich abermals ein Fuhrwerk vor der Hausthür anhalten, so daß ich meinte, er sei zurückgekommen, und mich bei dem Spiel, das ich betrieb, nicht unterbrach. Doch dann vernahm ich die Stimme der alten Magd und eine andere auf dem Flur, und die Thür ward hastig aufgerissen, und Geerdt stürzte herein. Er lief auf mich zu, hob mich, seine beiden Arme um mich schlingend, vom Stuhl und drückte mich so heftig an sich, daß mir der Athem verging. Dazu jubelte er:

„Bleibst Du nun bei uns? Bleibst Du nun immer bei uns? Das ist herrlich!“

Ich freute mich auch, vielleicht eben so sehr wie er, denn es war gar zu langweilig, ohne ihn im Hause des Onkels. Doch ich machte ein halb erzürntes Gesicht und sagte:

„Laß doch! Du thust mir ja weh, Du bist gar nicht fein —“

Er ließ mich los. „Ich war so glücklich, daß ich Dich wieder sah,“ stotterte er entschuldigend.

„Kommt Mama denn nicht mir Dir?“ fragte ich; „der Onkel sagte es doch. Lügt er denn immer?“

Geerdt wurde verlegen. „Ich habe Deine Mama gesehen, sehr weit von hier,“ erwiederte er, „und ich glaube, daß sie bald nachkommen wird. Aber Du darfst nicht sagen, daß der Onkel lügt; alle Andern thun es, nur er thut es nie.“

Das erbitterte mich, und ich versetzte: „Er thut es immer. Alles, was er sagt, ist nicht wahr.“ Nun erzählte ich in fliegender Hast, was der Onkel mir Böses zugefügt und gesagt, seitdem Papa gestorben, und wie ich heute Nachmittag das Gegentheil von Allem erfahren und gesehen. Geerdt hörte es still an, er hatte nur meine Hand in seine genommen und agte, als ich schwieg, weil mir nichts mehr einfiel, nach einer Pause:

„Sie wissen es Alle nicht, auch der Onkel nicht. Mir hat es mein Vater gesagt, als er starb: „Halt' sie heilig, auch wenn Du meinst, daß sie verdorren sollte — es ist nur Schein, sie thut es nicht!“ Das war die rothe Syringenblüte, die Du mir gegeben,

als ich Dich zum ersten Male sah. Nun ist Dein Vater auch todt, Anna, und Deine Mama ist weit fort. Der Onkel ist gut, sehr gut, aber es ist mir doch, als hätte ich eigentlich Niemanden auf der Welt, als Dich, und Du Keinen, als mich, Anna. Und dabei ist's mir oft, als hätten wir eigentlich nur einen Vater gehabt, nicht Deinen und meinen auch nicht, sondern einen, von dem wir Beide nichts wissen, und wären zwei Geschwister, ohne daß Andere davon eine Ahnung haben. Ich habe Dich ja so lieb, so lieb, Anna, und will Alles für Dich thun, wie Dein Vater, und will für Dich mit arbeiten, wenn der Onkel sagt, daß die Summe verbraucht ist, die mein Vater für mich hinterlassen hat — sag' mir, Anna, willst Du von heute an mein Schwesterchen sein?"

Die Thränen standen ihm in den Augen und fielen auf unsere Hände, wie er es, manchmal dazwischen schluchzend, sagte. Mir aber war es plötzlich ganz weh und doch wieder trostvoll um's Herz. Mit einem Male fühlte ich, daß der Onkel doch im Grunde wohl Recht hatte, wenn er sagte, daß mich jetzt gar Niemand auf Erden mehr von Herzen lieb habe, als Geerdt allein, und obgleich ich nicht vergaß, daß er eines Handwerkers Sohn sei, schlang ich doch beide Arme, wie er sich zu mir niederbückte,

um seinen Hals, legte den Kopf fest an seine Brust und flüsterte:

„Ja, Geerdt — hab' Deine Schwester lieb, guter Geerdt" — — — — — — — — — — — —

Ich war seit lange nicht so froh und wirklich zufrieden aufgewacht, als am nächsten Morgen. Die Wintersonne schien hell und freudig, Geerdt kam mit seinen Büchern unter'm Arm an mein Bett, nahm meine Hand, küßte sie und sagte: „Leb' wohl, mein Schwesterchen, um Mittag komme ich wieder, und heute Nachmittag ist frei, da bleibe ich immer bei Dir." Dann ging er zur Schule, und ich sprang auf, kleidete mich an — sonst hatte Susanne mir immer behülflich sein müssen, doch heute Morgen dachte ich gar nicht daran und merkte erst, als ich angezogen dastand, daß ich vollkommen gut allein damit fertig zu werden vermochte — und ging zum Onkel ins Zimmer hinüber. Ich bot ihm freundlicher als sonst „Guten Morgen" und gab ihm die Hand; dann fand ich, obwohl er sich nicht weiter um mich bekümmerte, daß für mich in dem Zimmer noch genug Stoff vorhanden sei, mich auf eigene Hand zu unterhalten, bis Geerdt zurückkommen würde. Er hatte mir am Abend vorher noch die Vögel gezeigt, mir ihre Namen genannt, und ob sie im Wasser oder

auf dem Lande lebten. Auch von den größten und schönsten Schmetterlingen hatte er mir gesagt, wie sie hießen und von wo sie gekommen — mir war, als ob plötzlich Alles für mich lebendig geworden sei und mir schöne, seltsame Dinge erzähle von fernen Ländern, in die Geerdt mit mir, wie er hinzugefügt, reisen wolle, wenn wir Beide erwachsen wären, damit wir das Alles dort noch viel genauer und gründlicher kennen lernen könnten. Nun begriff ich nicht, wie ich es bis dahin für todt und stumm zu halten im Stande gewesen und, nachdem ich die erste Neugier befriedigt, interesselos daran vorübergegangen. Die Stunden flogen, ohne daß ich es merkte; es war die Sprechstunde des Onkels, jeden Augenblick wurde geklopft und Leute kamen und gingen, ohne daß ich mich in meinen Beschauungen und Betrachtungen darüber stören ließ.

Da wurde wieder geklopft, und der Onkel rief wie gewöhnlich: „Herein!“ Ich drehte nur mechanisch eben den Kopf um und sah nach der Thür, die sich öffnete. Eine Dame trat ein — es war Mama.

Ich rief unwillkürlich! „Mama!“ und bewirkte dadurch, daß der Onkel aufblickte. Er schien überrascht und erwiederte ihren Gruß nicht, sondern schaute sie mit großen Augen an.

Mama war sehr elegant ganz in Schwarz gekleidet. Sie trug ein seidenes Kleid und einen halblangen, enganschließenden Mantel mit Pelzrändern darüber, auf dem Kopf eine runde Mütze von demselben Pelz. Alles war schwarz, und ihr blasses Gesicht sah sehr schön darin aus.

Wie sie meinen Ruf vernommen und der Onkel ihren Gruß unerwiedert gelassen, ging sie zuerst auf mich zu, bückte sich zu mir nieder und küßte mich auf die Stirne.

„Ma petite Annette, wie habe ich mich nach Dir gesehnt, mein Kind!" sagte sie. „Es ist sehr liebenswürdig vom Onkel gewesen, daß er sich bei dem traurigen Unglücksfall, der uns betroffen, Deiner angenommen. Die Mägde in unserem Hause, die armen Geschöpfe, zergehen selbst so in Thränen, daß es unbarmherzig gewesen wäre, ihnen noch Sorge für etwas Anderes aufzubürden."

Während Mama dies sprach, zog sie einen Stuhl heran und zugleich mich an denselben, legte mir ihre feine, ebenfalls schwarz behandschuhte Hand auf's Haar, mit dem sie während des folgenden Gesprächs unausgesetzt spielte, und setzte, den Onkel anblickend, hinzu:

„Ich bin Dir wirklich sehr dankbar, Knut."

Dieser erwiederte jetzt einfach: „Geh' hinaus, Anna, ich habe mit Deiner Mutter zu sprechen."

Ich wagte seit jenem ersten Mal nicht mehr, dem Onkel ungehorsam zu sein, wenn er befahl, und machte eine Bewegung, mich zu entfernen. Doch Mama hielt mich zurück.

„Was Du mir zu sagen hast, kann wohl auch in Gegenwart Annettens geschehen," meinte sie lächelnd.

Dennoch sah ich fragend auf den Onkel. „So bleib', Anna," versetzte er trocken, „wenn Deine Mutter Dir befiehlt, so hast Du ihr zu gehorchen, nicht mir. — Du magst wohl Recht haben, Mathilde, daß es dem Kinde weniger schaden als nützen kann, zu hören, was ich Dir sage. Um zuvörderst Das zu erledigen, was Du vorhin erwähnt, so sind Deine Mägde eben so herzlose, leichtfertige und ehrvergessene Geschöpfe wie Du, die unter heuchlerischen Thränen ihren Herrn ebenso nach seinem Tode bestohlen haben, wie Du es bei seinen Lebzeiten gethan und dadurch seinen Tod veranlaßt. Nur erkenne ich bei Dir an, daß Du keine Trauer erheuchelst, und daß Du ihm nichts genommen, als etwas völlig Werthloses, dessen Verlust bei jeder anderen Gemüthsverfassung desselben nur ein Glück für ihn gewesen wäre, nämlich Dich selbst."

Der Onkel sagte es, ohne seine Stimme zu erheben, völlig ruhig und gleichmüthig. Doch auch Mama lächelte, wie sie es zuvor gethan, und versetzte:

„Daß Du mir nach alter Gewohnheit Vorwürfe machen würdest, ließ sich erwarten, und auch Du wirst vermuthlich im Voraus wissen, daß ich mir keine Mühe geben werde, mich dagegen zu vertheidigen. Zum Glück brauche ich dies nicht, da ich hier nicht vor einem Richter stehe, dem gegenüber ich mich zu verantworten hätte, wie Du es wohl gewünscht hast. Ich bin eine freie Wittwe und Herrin meiner Handlungen und statte Dir meinen verbindlichsten Dank ab für die Mühe, die Du Dir gegeben, mich hieher zurückzubringen, ehe ich das war. Du siehst, ich habe einen Rathgeber, der meine Rechte kennt und dieselben heut auch bei der Eröffnung des Testamentes, das mein verstorbener Mann hinterlassen, zu wahren wissen wird. Es wäre deshalb zweckdienlicher, wenn Du in der kurzen Zeit, die ich Dich nur belästigen werde, einen andern Ton anschlagen würdest, da Dein gewöhnlicher, wie Du weißt, bei mir unnütz und meiner jetzigen Selbstständigkeit gegenüber machtlos ist."

Das Gesicht des Onkels blieb unbeweglich wie das einer der Marmorbüsten an der Wand.

„Wäre es auch machtlos, Mathilde,“ entgegnete er, „wenn ich Geerdt zum Richter führte, um von ihm dort aussagen zu lassen, was am Sylvesterabend in einem Garten vor dem Süderthor geschehen?“

Ich sah, daß Mama einen Augenblick blaß wurde. Sie stand auf und fragte, während ich ihre Hand sich auf meinem Scheitel unruhig bewegen fühlte: „Was willst Du damit sagen?“

„Nichts,“ erwiederte er kalt, „ich habe Dir genug gesagt, und würde ich es einem Andern wiederholen, so wäre es zu viel — für die Ehre meines Namens, der leider auch der Deinige war, und für das Andenken unserer Eltern. Es wäre auch zu viel für die Zukunft Deines Kindes, das dies wenigstens unverschuldet zu tragen hätte.“

Mama's Gesicht hatte sich während der Worte unverkennbar beruhigt; bei den letzten zuckte es leise spöttisch um ihre Mundwinkel. Dann entgegnete sie:

„Ich habe nicht gezweifelt, daß Du in das, was Du schließlich doch nicht ändern kannst, Dich in vernünftiger Weise finden würdest, sonst wäre ich nicht zu Dir gekommen. Zugleich freut es mich, zu hören, daß Du für das Wohl und die Zukunft Deiner Nichte mehr bedacht bist, als Du es manchmal nach früheren Aeußerungen zu sein schienst.“

„Nicht um ihret- und nicht um Deinetwillen," bemerkte der Onkel, „sondern —"

Er stockte einen Augenblick, Mama fiel schnell ein: „Ich bin überzeugt, daß Deine Gründe jedenfalls ausreichender Natur sein werden, lieber Bruder, denn ohne solche pflegst Du nicht zu handeln. Ich würde deshalb auch nicht anstehen, Dir meine theure Annette noch länger anzuvertrauen —"

„Du hast jedenfalls an ihr gehandelt, daß Niemand ohne ausreichenden Grund den Verdacht hegen würde, Du seiest ihre Mutter," sagte Onkel Knut kurz.

Mama wechselte einen Augenblick wieder die Farbe und stotterte ähnlich wie vorhin: „Was soll das heißen?" Dann schlang sie ihre Arme heftig um meinen Hals und rief:

„Est-ce-que je ne vous ai aimée toujours, mon ange?"

Der Onkel blickte auf seine Uhr, streckte die Hand kaltblütig nach einer Glocke aus, die auf seinem Schreibtisch stand und klingelte. Die Magd erschien.

„Der Wagen soll angespannt werden, ich fahre sogleich aus," befahl er. Dann stand er auf.

„Ich habe noch fünf Minuten, Mathilde. Da wir uns heut zum letzten Mal sehen, so sprich, was

Du sagen willst, denn Du mußt eine Absicht gehabt haben, wie Du zu mir gekommen. Wenn ich das Zimmer verlassen, betrachte ich die Verwandtschaft zwischen uns als erloschen. Also beeile Dich!"

Mama schien etwas verdutzt; es war ohne jede Erregung, klartönend wie die Glocke gesprochen, mit der er geklingelt.

„Wenn Du Eile hast," versetzte sie weniger sicher als zuvor, „so will ich mich kurz fassen. Du wirst begreifen, daß diese Stadt mir im gegenwärtigen Augenblick verleidet sein muß, und daß ein zeitweiliger Wechsel des Aufenthalts schon durch meine Gesundheit geboten ist. Aerzte haben mir den Süden empfohlen, und ich werde ihrem Rath Folge leisten, mich für den Rest des Winters nach München oder Wien begeben und vermuthlich den Sommer in der Schweiz zubringen. Ich sehe keinen Grund ein, Dir zu verhehlen, daß ich — eine alleinstehende Frau bedarf einer Stütze — bereits eine Wahl zu diesem Behuf getroffen habe, und sobald die durch die Gesetze vorgeschriebene Frist verstrichen ist, hieher und zwar mit dem Herrn Baron von Ulquist, der alsdann mein Gatte sein wird, zurückkehren werde. Andererseits aber erachte ich es nicht vortheilhaft für ein Kind in dem Alter Annettens, sich den Einflüssen öfteren

Klimawechsels und wechselnder Wohnorte auszusetzen. Ich habe deshalb beschlossen, Annette hier zurückzulassen. Mein Haus wird jedoch, da ich Susanne mit mir nehme, abgeschlossen und ich bin gekommen, um Dich zu fragen, ob Du gewillt bist, Deine Nichte bis zum nächsten Herbst — natürlich gegen volle Vergütung — bei Dir aufzunehmen?"

Vor einigen Tagen würde ich mich bei dieser Mittheilung noch an Mama's Kleid gehängt, und sie vom Himmel bis zur Erde gebeten haben, mich nicht allein bei dem Onkel Bösewicht zu lassen. Doch jetzt schoß es mir durch den Kopf, daß ich, wenn Mama mich mitnähme, wieder von Geerdt fort müsse, von den Vögeln und Schmetterlingen, und ich blickte, ohne mich zu rühren, erwartungsvoll auf den Onkel, der eine Weile auf die Nägel an seinen Fingern niedersah. Dann versetzte er:

„Ich habe auch diese Herzlosigkeit fast von Dir erwartet, als Du kamst. Da aber meine Weigerung Dich nicht bessern, und das Kind völlig dem Verderben überliefern würde, so halte ich es für meine Pflicht, es zu thun."

In Mama's Augen blitzte es freudig auf. „Ich bin Dir wirklich hohen Dank schuldig, Knut. Die Kosten, welche Dir dadurch verursacht werden, wirst

Du wohl die Güte haben, mir bei meiner Rückkehr zu berechnen."

Der Onkel nickte kurz. „Mein Vermögen fällt, wenn ich sterbe, doch an Anna als meine Erbin. Du schuldest mir keinen Dank, denn nicht Dein Wunsch, sondern Deine Schlechtigkeit haben mich dazu bestimmt. Ich gehe jetzt."

Er wandte sich gleichgültig an seinen Schreibtisch und ordnete dort Instrumente zusammen. Ich sah, daß Mama sich auf die Lippe biß; sie sagte „Adieu" und blieb noch einige Sekunden, wie keine Antwort erfolgte, auf dem Fleck stehen. Dann ging sie mit gedemüthigt-zornigem Ausdruck zur Thür und öffnete dieselbe.

Auf der Schwelle wendete sie sich indeß noch einmal mit einem Lächeln auf den Lippen um und kam zurück, auf mich zu.

„Fast hätte ich Dich vergessen, mein theures Kind," sagte sie, ihre Arme wie beim Eintreten wieder um meinen Hals schlingend, und mich auf die Stirn küssend. „Ich werde Dir viele hübsche Sachen mitbringen, wenn ich zurückkomme. Betrage Dich so, wie ich es Dich gelehrt, ma petite; wenn Du mich wieder siehst, ist Deine Mama eine Baronin, vergiß es nicht. Adieu, mon coeur, pensez souvent à votre maman — —"

Rathschläge.

Geerdt.

„Nun ist's ein Jahr, vielleicht gerad' heut," sagte ich, „die Syringen blühen wieder und der Goldregen —"

„Was ein Jahr? Welche neue Zeitrechnung hat Dein Kopf sich ausgeklügelt?" antwortete der Onkel gutlaunig.

„Daß ich Anna drüben auf der Wiese fand, wie sie von oben in's Gras herniederflog."

„Sie wird wohl wie jeder andere physikalische Körper ordentlich heruntergeplumpst sein," meinte der Onkel mit spöttischem Anflug auf den Lippen. „Das ist ja ein überaus denkwürdiger Tag, und man wird sich seiner unzweifelhaft noch nach Jahrtausenden mit ganz besonderem Interesse erinnern. Hast Du noch keine Verse auf ihn gemacht, Geerdt?"

Das hatte ich freilich und wurde roth, doch ich verleugnete sie, denn obwohl man den Onkel in seinen, freilich seltenen, Mußestunden fast immer mit irgend einem mehr oder minder klassisch gepriesenen Dichter in der Hand antraf, so betitelte er doch selbst die Produkte meiner poetischen Begeisterung, auf welche

ich so stolz war, daß ich nicht umhin gekonnt, sie ihm vorzulegen, stets als Reimerei und meinte, je nach der Jahreszeit, Beete umgraben oder Aepfel pflücken sei dem Körper viel zuträglicher.

„Ich habe auch ein paar Jahre lang Verse gemacht, mein Junge," sagte er einmal, „das ist eine Kinderkrankheit, vor der nur besonders gesunde Naturen verschont bleiben. Sie kam bei mir immer im Frühling, schritt fort mit den Blumen, trat etwas zurück, wenn die Stachelbeeren reif wurden, kulminirte — Du weißt ja als angehender Arzt, was das heißt — wenn die Blätter braun zu werden anfingen, und wurde erst radical geheilt, sobald im Garten die Aepfel und Birnen offiziell eingeerntet waren und mir die Nachlese unumschränkt anheimfiel. Es ist sehr schön und menschlich, feine Empfindungen für die Natur zu hegen, aber durchaus nicht löblich, sie seinen Mitmenschen in jambische oder trochäische Käfige zu sperren und sie ihnen durch schlechte Gedichte zu verleiden. Daß Jemand, der ein Gymnasium besucht hat, in unsern Tagen Verse in seiner Muttersprache zu machen im Stande ist, kann nicht in Zweifel gezogen werden, da er ja vermöge unserer äußerst sinnreichen Pädagogik regelmäßig sogar dahin gebracht wird, in lateinischen und griechischen Hexametern sieg=

reich mit den größten Dichtern des Alterthums zu wetteifern. Was bedeutet gegen solche exorbitante Kunstleistungen ein einfaches deutsches Gedicht? Du wirst mir sagen, daß die Begeisterung, wie Du es nennst, Dich nicht antreiben würde, griechische und lateinische Daktylen nach natürlicher und Positions-quantität abzumessen, daß Du dieß nur als Schul-aufgabe verfertigst, obwohl Du — mit allem schuldigen Respekte vor Deinen gelehrten Lehrern — es eigentlich als die sinn-, nutz-, zweck- und geistloseste Arbeit von der Welt betrachtest, daß Du aber zum Dichten in deutscher Sprache einen inneren, unwiderstehlichen Antrieb empfindest und daß Du sehr unglücklich wärest, wenn Du diesem nicht nachgeben dürftest. Du wirst diese Diagnose, die ich Dir gestellt, ziemlich richtig befinden, nicht wahr? und ich will Dir mittheilen, wie die Krankheit bei mir erlosch. Ich fand nämlich Niemanden mehr, dem ich meine Werke vorlesen konnte, d. h. nur einen Einzigen, der aber selbst dichtete und mir Böses mit Bösem vergalt und mir wieder vorlas. Das ist eine Radikalkur, Geerdt, die ich Dir äußerst anempfehle, denn in dem Fall hört Jeder die Verse des Andern entweder gar nicht, oder, um sie miserabel gegen seine eigenen zu finden. Die ächte dichterische Befähigung und die unächte,

vergängliche sind beide ein paar Pflanzen, die der überschwenglichen, frischen Kraft eines jugendlichen Bodens entspringen, und unterscheiden sich nur dadurch, daß die letztere wie Unkraut überall aufwuchert aber der stäten Begießung durch das Lob unkritischer, leicht befriedigter Hörer bedarf, während die erstere, auch wo sie von keinem bewundernden Auge gesehen wird, einsam und herb wie die stachlichte Aloe ihre Wurzeln tief und tiefer in den dürren Flugsand des Lebens zu schlagen vermag und aus ihm durch eigene Kraft die Nahrung zu ziehen, welche es ihr ermöglicht, plötzlich über Nacht farbenglühende Blüthen emporzusenden, unbekümmert, ob die Welt sich an ihnen erfreuen wird oder nicht. Wenn Du daher wissen willst, mein lieber Geerdt, welcher von diesen beiden Pflanzen Deine dichterische Befähigung gleicht, so gebe ich Dir den Rath, den Horaz einst, wie Du weißt, ertheilte; nonum prematur in annum, freilich nicht zu dem Zweck, den Jener dabei im Auge hatte, sondern auf diese Deine Verhältnisse angepaßt: Unterlasse es drei — zwei Jahre streng, Deine Verse irgend Jemandem mitzutheilen; mache sie meinetwegen, ja ich ermuntere Dich dazu, doch verschließe sie sorgfältig in Dein Pult, lies sie auch Dir selbst nicht wieder vor — und wenn Du bei dieser Therapie nach

Ablauf der angegebenen Frist noch fortfährst zu dichten — dann bringe mir Deine Erzeugnisse und ich will Dir sagen, ob ich sie für schlecht oder für berechtigt halte."

So sprach der Onkel. Du hattest nur Eins vergessen, Onkel Biesewig. Du hattest vergessen, daß durch die Verse alle, die ich schrieb, wie goldener Strom blondschimmernde Locken flatterten, daß aus dem Blätterwerk ihrer Reime allüberall zwei blaue Syringenaugen hervorleuchteten und daß all' ihr süßer, heimlicher Frühlingsduft abgestreift gewesen wäre, wenn irgend ein Menschenohr — auch Deines, Onkel Biesewig — sie vernommen hätte.

Wie ich es heut schreibe, blickst Du mir lächelnd über die Schulter und fragst: „Und die blondschimmernden Locken und die Syringenaugen, vernahmen die es ebenfalls nicht, Geerdt?"

Um keinen Preis, um keinen, den Erde und Himmel mir hätten bieten können. Von allen die zuletzt — o, Onkel Biesewig, Du hattest Recht und wußtest alles Andere gar gut, nur das Eine nicht, daß, ob keine Lippe uns darob bewundert und preist, wir nicht aufhören zu dichten, wenn — ein Mensch auf der Welt ist, dem wir diese Gedichte nicht zeigen würden, und müßten wir darum sterben.

Ausgelöscht.

Ja, wieder war es Junitag, glänzend lag der Frühsommer über den rothen Dächern der Stadt, der Wiese, der weiten Welt, und die Syringen blühten.

Mitunter fiel es mir plötzlich ein, wie jetzt wohl die große Stadt im Sommersonnenschein daliegen möge und ob der Fluß noch so einförmig grau zwischen dem nebelnden Ufer dahinrausche, und ein heimliches Sehnen lockte meine Gedanken hinaus in unbekannte Ferne. Doch dann, wenn ich mich ernstlich fragte, ob ich selbst ihnen nachziehen möchte, da fand ich immer, es sei hier schöner als irgendwo —

Wenn die beiden langen Nachmittagsstunden überwunden wären, wo durch das hohe Schulfenster ein Sonnenstreifen an die Wand fiel und langsam, unsäglich langsam über die vorderste Bank bis an das Katheder des Lehrers rückte, dem manchmal selbst die Lider eine Weile schwer herunter nickten, so daß auch er minutenlang stumm wurde und nur die Fliegen vernehmlich an den Scheiben surrten — dann schlug es vom Thurm, eigenthümlich verzitterte der Klang draußen in der heißen Luft, aber es war immer noch nicht der rechte, ersehnte, obwohl jedesmal Stunden

verflossen schienen, seitdem er zuletzt lang nachhallend im Ohr verklungen, und die spitzen Winkel und gleichschenkligen Dreiecke, ab und cd und das ganze Alphabet hinterdrein schnurrten wieder mit den Fliegen um die Wette schläfrig und verdrossen durch's Zimmer. Es war wohl eine besondere Prüfung, die der Lehrer sich selbst und uns mit auferlegt hatte, daß die Nachmittagsstunden des Sommersemesters derjenigen Disziplin geheiligt waren, von der ein geistvoller Mann behauptet hat, daß der Mangel von Interesse an derselben den Werth, der in einem Knaben stecke, verrathe. Das ist wohl, wie jedes derartige Wort, cum grano salis zu verstehen, denn sonst müßte aus mir ziemlich das Bedeutendste geworden sein, was die Welt hervorgebracht; allein ganz ohne Wahrheit ist es nicht, daß, mit wenigen Ausnahmen, Diejenigen, welche regelmäßig am Ende des Quartals eine preisliche mathematische Censur nach Hause tragen, um sie den beglückten Eltern vorzulegen, gar bald im Leben sich als nüchterne, alltägliche Naturen offenbaren, deren schwunglose Seele keine höhere Wahrheit als die des pythagoräischen Lehrsatzes kennt und begreift, den ich allerdings — nebenbei gesagt — ebenfalls oftmals auf's Ueberzeugendste bewiesen, an den ich jedoch trotzdem heutigen Tags nicht zu glauben vermag. So

harrten wir also Alle, mehr oder minder sehnsüchtig, auf den harten, mit Namen verschollener Generationen bedeckten Holzbänken der Tertia der erlösenden Stunde entgegen, die uns aus der dürren Sandebene der Planimetrie befreien sollte. Einmal mußte sie kommen, das tröstete mich, und es ist das eine Empfindung, die ich genau in gleicher Weise von der Schulbank mit in's Leben hinübergenommen und allezeit in gleich tröstlicher Art erprobt habe — einmal muß der Moment kommen, wo die Widerwärtigkeit, welche die Seele bedrückt, aufhört, wo die dumpfe Thür in's Freie sich öffnet und die Straßen märchenhaft im Sommersonnenglanz liegen, wo der Fuß hinausstürmt, hastig, von den lärmenden Genossen gesondert, um die Ecke und wieder um die Ecke — und dann kam sie schon mit der Tasche am Arm am Ende der langen Straße herauf, auch aus der feindlichen Zwingburg des nämlichen pedantischen Zahlendiktators, wenn auch nur aus der seines Unterpräfekten Regel-de-tri — frei, fröhlich, von Weitem lachend und ihre blonden Haare flogen —

Endlich berührte auch heut der Sonnenstreif wie eine goldene Tangente die graue Oelfarbe des Katheders — sie log auch hier drinnen nicht, die ewig treue Sonne, so wenig wie draußen auf der Wiese den



Blumen, den säuselnden Blättern im Wald — mit dumpfem Klang fielen die vier Vollschläge vom Thurm aus der Luft, und ich flog über die Straße, Anna entgegen, um in dem täglichen Wettkampf, wer von seiner Schule aus das größere Stück Weg zurückzulegen vermochte, ehe wir zusammentrafen, zu siegen. Manchmal, wenn es ihr gelungen, früher zu kommen, versteckte sie sich hinter einer Thür, und wenn ich dann athemlos vorüberlief, brach plötzlich hinter mir ein goldhelles Lachen hervor. Hastig wandte ich mich um, und es war wieder Alles still, und ich suchte — nun rief es: „hier“ und nun: „Geerdt“ — mir ist es noch manchmal, als hörte ich es wieder, wie im Traum — und plötzlich schlangen von hinten zwei Arme sich um meinen Hals und die Stimme meines Schwesterchens frohlockte: „Du hast mich nicht gefunden, Geerdt!“

Da war sie, und ihr Händchen lag in meiner Hand, wie wir zum Hause des Onkels entlang gingen, d. h. wir traten nicht einmal in die Thür, sondern ich legte meine Bücher und Anna's Tasche nur durch's offene Seitenfenster in mein Zimmer hinein, und wir eilten weiter, in den Garten hinunter, der auf die große Wiese hinausging. Ich hatte mich schon seit frühem Morgen mit dem Gedanken herumgetragen,

es müsse heut der Jahrestag sein, an dem ich Anna zum ersten Mal gesehen. Mir war so geheimnißvoll unaussprechlich sommertrunken zu Muth, gerade wie an jenem Abend, wo ich mit dem großen, blütenschweren Syringenbusch nach Hause gekommen, und ich stand stumm und athmete den Zauber der Natur, den sie aus jedem Blatt und jedem Halm entströmte, ein, wie man ihn nur als Kind empfindet, gleich als ob diesem ein sechster Sinn dafür verliehen sei, der sich lange vor seinen übrigen Genossen abstumpft und fast erlischt und nur manchmal plötzlich, von einem Hauch, einem Duft, einem Klang berührt, hastig, erinnerungstraumhaft erwacht.

„Fehlt Dir etwas, Geerdt? Du hast mich noch nicht überhört, was ich heut gelernt habe,“ sagte Anna.

„Komm', laß uns über die Wiese nach eurem Garten gehen,“ versetzte ich; „es ist heut ein Festtag, den müssen wir feiern und nicht arbeiten.“

Wir kletterten über den Zaun und gingen am Rand aller der Gärten hin, welche die Wiese zwischen dem unsern und unserem Ziel begrenzte. Je näher wir ihm kamen, trat es mir Alles deutlich ins Gedächtniß. Wie die dunkeln Syringen gleich schweren Wellen vom Wall herüber wogten, dazwischen flammte

der Goldregen und die rothe Dornblüte, üppig wuchernd legte das dichte Gezweig sich zu Gewölben übereinander, und der Springbrunnen rauschte und murmelte dahinter. Es war wie das Paradies, aus dem Anna gekommen, ein märchenhaftes Stückchen Erde, anders als die Welt umher und als alle anderen Gärten, die ich kannte.

„Du bist auch lange nicht dort gewesen, Anna," sagte ich, „fast eben so lange nicht wie ich. Weißt Du noch, wie schön, wie verzaubert es ist? Das ist so herrlich, daß die Bäume und die Blumen sich nicht ändern wie die Menschen, sondern daß man sie immer so wiederfindet, wie man sie verlassen, und daß sie heut gerade so zu uns reden werden, wie vor einem Jahr. Ich werde aber nicht so sprechen wie damals — weißt Du noch, in dem Borkenhaus — wo ich so unartig gegen Dich war und von Allem immer behauptete, es sei anders, als Du es sagtest."

Anna sah fröhlich zu mir auf. „Nein, Geerdt," meinte sie, „ich schäme mich noch, wenn ich daran denke, daß ich so unwissend und doch so hochmüthig war, obgleich ich nicht einmal lesen konnte und in Allem Unrecht hatte. Nein, Geerdt, es ist gut, daß die Menschen nicht wie die Bäume und Blumen sind, sonst wäre ich noch heut ein so albernes, dummes,

eingebildetes Mädchen, wie damals, als ich Dir oft so weh that —"

„Das wolltest Du nicht, mein Schwesterchen, Du thatest es nur, weil Du —" ich wußte nicht gleich warum und brach umherblickend ab. „Aber wir müssen schon vorüber gegangen sein," fuhr ich fort, „dieß hohe goldene Gitter kenne ich nicht, so weit bin ich nie gekommen."

„Ich auch nicht," antwortete Anna und sah ebenfalls verwundert auf die vergoldeten Spitzen eines massiven Eisenstakets, das zwischen den Zaunwällen, welche die übrigen Gärten gegen die Wiese abschlossen, hervorwuchs, d. h. es schien dieß wirklich noch zu thun und noch unvollendet zu sein, denn an der Stelle, wo die Thür eingefügt zu werden bestimmt war, befand sich noch eine Lücke, durch die man in den dahinter liegenden Garten eintreten konnte. Ein Garten war das freilich nicht, sondern es sollte erst einer werden. Der ganze Boden war völlig eben gemacht; es erregte den Eindruck, als habe etwas Anderes sich darauf befunden, das weggenommen worden, denn hie und da lagen an den Seiten Haufen von Buschholz aufgeschichtet, dessen halb entwickelte Blätter vertrocknet niederhingen. Neugierig nach Kinderart blickten wir durch die Lücke hinein, auf die Arbeitsleute, die unter

Anleitung eines Gärtners eifrig mit Meßschnüren und Geräthen hantirten. Sie bewegten sich um ein großes, mit Granit eingefaßtes, rundes Wasserbassin, das vermuthlich das Becken für eine Fontäne zu bilden bestimmt war, denn aus einer in der Mitte aufgethürmten Felsenpyramide stieg schon eine Röhre hervor, und ein schwerer, vergoldeter Kandelaber mit durchbohrten Spitzen lehnte am Rande.

Plötzlich stieß Anna neben mir einen halb verwunderten, halb erschreckten Laut aus und deutete vor sich hin auf einen dunklen Gegenstand, der zwischen Schutt und Steinabfall unfern von uns in einer Ecke am Boden lag.

„Da, Geerdt! O sieh' doch, Geerdt," sagte sie.

Ich wußte nicht, was sie meinte. „Was, Anna?"

Ihr Gesicht war ganz ängstlich geworden. „Der kupferne Bub', Geerdt, von dem Springbrunnen in unserem Garten — weißt Du, von dem ich glaubte, daß er das Wasser aus dem Munde blase wie die Walfische — wie kommt der dahin?"

„Es muß ein anderer, ein ähnlicher sein," erwiederte ich, doch sie zog mich an der Hand rasch mit sich fort und bückte sich über dem fraglichen Gegenstande scheu zu Boden.

Nein, er war es doch, er war es unverkennbar,

ich erinnerte mich seiner deutlich, obwohl ich ihn nur ein einzig Mal gesehen. Nur war er zerschunden, die Spitze von der Nase abgestoßen und das eine Bein zerbrochen, so daß man, wie Anna ihn jetzt in der Hand hielt, in das hohle Innere hineinsehen konnte. Sie blickte mich stumm an und dann auf die Erde, wo zwischen dem Schutt allerhand graue, zersplitterte Rindenstücke hervorschauten, und dann hinüber nach dem oberen Ende des leeren Gartens, wo man durch eine offene Thür auf einen großen mit Brettern bedeckten Raum hinaussah. Und dann sagte sie plötzlich schluchzend:

„O Geerdt, das ist ja der Holzplatz, und dieß ist ja unser Garten, und das Borkenhaus ist weg wie der kupferne Bub' da und die Bäume und Büsche und Blumen —"

Mir fiel es ebenfalls wie Schuppen von den Augen, und ich erkannte drüben die Hinterfront des Hauses, das dem Onkel Senator gehört hatte, den Holzplatz und die noch wahrnehmbare Stelle, wo das Häuschen mit den bunten Glasscheiben gestanden, aber dennoch stotterte ich:

„Nein, Anna, Du mußt Dich irren — das ist ja nicht möglich —"

Sie hielt noch immer den Triton in der Hand

und drängte sich ängstlich an mich. „Ich wollte, daß ich mich so irrte, wie damals, Geerdt," antwortete sie stockend, „aber das weiß ich besser als Du. Sieh', die Rindenstücke sind von dem Hüttchen, das dort stand, und da liegen die Syringenbüsche abgehauen, von denen ich die Blumen für Dich pflückte. Damals kümmerte ich mich wenig darum, und nun ist's mir, als wäre es so schön, so herrlich Alles gewesen, wie man es gar nicht wieder finden kann. O die häßlichen Menschen, ich wollte, daß ihnen recht Böses geschähe! Bitte, laß uns fortgehen, Geerdt, es ist so leer und so unheimlich hier, mir graut es."

Sie hängte sich fest an mich; der Aufseher, der die Arbeiten, die vorgenommen wurden, leitete, sah sich jetzt um, kam auf uns zu und rief von Weitem: „Was wollt ihr da? Ihr habt da nichts zu suchen, macht, daß ihr hinauskommt!"

Wir gingen zurück, doch er lief uns nach. „Wollt ihr das Kupfer wohl hergeben!" schrie er barsch; „das alte Gerümpel ist noch einzuschmelzen und zu verkaufen."

Doch Anna klammerte beide Händchen hartnäckig um den verstümmelten Triton. „Lassen Sie mir ihn," bat sie flehentlich, „ich — Geerdt — der Onkel wird ihn Ihnen bezahlen."

Einer von den Arbeitern kam heran und sagte in plattdeutscher Sprache: „Dat ist den Senater sin Dochter, laten Se ehr dat man, Herr, da stickt doch keen Werth mehr in.“

Der Aufseher wurde freundlicher, er rückte an der Mütze und murmelte etwas, das wie eine Entschuldigung klang, so daß ich mir ein Herz faßte, ihn anzureden.

„Warum ist der schöne Garten ganz ruinirt und die herrlichen Bäume und Gebüsche alle und der Springbrunnen und das hübsche Häuschen mit den bunten Scheiben?“ fragte ich.

Der Angeredete sah mich spöttisch an. „Der schöne Garten, die herrlichen Bäume und das hübsche Häuschen mit den bunten Scheiben,“ wiederholte er, „waren sehr altmodisch und bürgerlich-geschmacklos, mein kluger Herr, und da die Frau Baronin viel Geschmack besitzt, so läßt sie mit Ihrer gütigen Erlaubniß einen noblen und für ihre Verhältnisse schicklichen Park daraus herstellen, soweit der Raum es gestattet. Wenn Sie uns in etwa zwei Monaten einmal besuchen wollen, so werden Sie statt der miserablen Hütte ein wirkliches, vornehmen Gästen angemessenes, steinernes Haus finden, und die Fontaine wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, Ihre

Augen etwas in Erstaunen zu versetzen. Und nun geht, Kinder," fügte er trockener hinzu, „denn die Lücke im Gitter da soll gerade mit Brettern zugenagelt werden, bis die Thür zum Einhängen fertig ist."

Anna hatte ihm starr erstaunt ins Gesicht gesehen, jetzt rief sie fast ungestüm:

„Ich werde es Mama sagen, sobald sie wiederkommt, die Frau Baronin hat nichts in ihrem Garten zu befehlen, und es soll Alles wieder so werden, wie es war, und das Borkenhaus und —"

Doch ein allgemeines Gelächter der Arbeiter, die allmälig gaffend herzugekommen waren, unterbrach sie.

„Also Du willst es Deiner Mama sagen, daß sie sich sagen soll, daß sie nichts in ihrem Garten zu sagen habe?" brachte der Aufseher witzig und mühsam selbst das Lachen über das gelungene Wortspiel bekämpfend, hervor, dessen Kunstvollendung jedoch Anna verloren ging, denn sie begriff durchaus kein Wort davon, und auch ich erwiederte mehr von einer undeutlichen Ahnung bewogen als aus Verständniß:

„Ist Anna's Mama, die Frau Senator meine ich, denn jetzt eine Frau Baronin geworden?"

„Ja, liebes Kind, das pflegt so zu sein, wenn man einen Herrn Baron heirathet," versetzte der Gefragte spöttisch. „Man wird immer etwas Besseres,

Du wirst auch einmal klüger, wenn Du älter bist, und Deine Spielkameradin vielleicht auch noch einmal eine Baronin. Ihr seid sehr unterhaltend, aber jetzt haben wir keine Zeit mehr, mit euch zu plaudern. Adieu."

Er rückte wieder an seiner Mütze, Leute kamen mit langen Brettern schleppend herbei, und wir retirirten auf die Wiese hinaus, sahen noch lautlos zu, wie die breite Thürlücke zugenagelt ward, und gingen dann schweigsam am Rande des Grabens zurück.

Wo war jetzt das Borkenhaus mit den Bildern an den Wänden, mit den bunten Scheiben, vor denen Alles bald wie im Mittagssonnenlicht, bald in greller Feuergluth, bald wie in tiefem Waldesgrün lag? Wo die Bäume, die hohen Büsche, die sich zu schattigen Gewölben übereinanderlegten? Wo die schwerhängenden Syringen, die wellengleich über den Wall herabgewogt, als ich Anna zum ersten Mal unter ihnen gefunden?

Ausgelöscht, nirgends mehr auf der Welt, als in meinem, in Anna's Gedächtniß. Es überlief mich — so vergänglich war das, von dem ich noch auf dem Hinweg geglaubt, ich würde es immer und immer ebenso wieder finden. Und wenn ich jetzt die ganze Erde darnach durchwanderte, ich wußte es, es war nirgendwo mehr da.

Zum ersten Mal überkam mich gewaltsam, wie ein Schauer, der Begriff des Todes. Wie mein Vater, wie Anna's Vater gestorben, hatte ich ihn nicht empfunden. Ich hatte geweint und vergessen; hier zum ersten Mal durchrann mich fremd und kalt das Gefühl, daß meinem Leben etwas genommen, was ihm niemals wiedergegeben werden konnte.

Ausgelöscht, todt, nur noch in der Erinnerung lebendig, in Anna's und in meiner. Mir war, als ob rohe Hand ein Heiligthum vernichtet, als sei dadurch ein neues Band zwischen ihr und mir, den Einzigen, in denen es fortlebte, geknüpft, und ich fiel Anna plötzlich heftig um den Hals und weinte.

Sie schluchzte ebenfalls. „Ich will keine Baronin werden, wie der häßliche Mensch gesagt hat. Seitdem Mama eine Baronin ist, habe ich Angst vor ihr. Ich will Dich heirathen, Geerdt, und dann wollen wir uns eben solches Borkenhaus bauen, und der Garten soll gerade ebenso werden, und der soll wieder oben auf einem Springbrunnen stehen und das Wasser aus dem Munde blasen."

Sie streichelte, wie sie es sagte, dem kleinen Triton zärtlich über die zerschundenen Backen. Mir aber war bei den Worten wie mit einem Zauberschlage aller Kummer verflogen, und es stand plötzlich leuch-

tend vor mir, daß der zerstörte Garten ja doch nur der Rahmen gewesen, der den kostbaren Inhalt umschlossen gehabt — daß ich ja doch nur an ihm gehangen, weil ich Anna zum ersten Mal in ihm gesehen, weil die Erinnerung an jenen Tag ihn mir bezaubert erscheinen ließ, und daß ich sie, die das Alles bewirkt, behalten, schöner und freundlicher, als damals, noch in meinen Armen hielt — und ich jauchzte plötzlich vor innerer Freude auf, daß sie sich verwundert von mir losmachte, und sagte:

„Nein, Anna, Schwester und Bruder heirathen sich nicht, sie brauchen es auch nicht, denn sie leben doch immer zusammen. Siehst Du, Alles ist vergänglich, nur daß wir uns lieb haben, das bleibt immer so, nicht wahr?“

„Ja,“ versetzte sie, „ich habe Dich, seitdem wir in dem zerstörten Garten gewesen, noch viel lieber als vorher, Geerdt, ich weiß nicht warum.“ — —

Ja, Alles ist vergänglich, nicht allein ein Garten, sondern sogar diese ganze schöne Erde, der Garten des Weltalls, selbst. Vergänglich ist jedes Glück und jeder Gram, sind alle Blumen und Früchte, süße und bittere, die darin gedeihen. Doch in der Hand des Gärtners liegt es, ob sie früher oder später vergehen, ob sie schon im Frühling wieder verdorren, oder durch

sonnigen Sommer bis in den Herbst hinabreifen, die große Schnitterzeit alles Irdischen.

Am vergänglichsten aber ist die Philosophie eines Knaben. Es war ungefähr das Gegentheil meines jetzigen Axioms gewesen, was ich behauptet, als wir den Weg hinaufgegangen.

Ja, Sonnentag lag über der Erde und die Syringen blühten — doch wer war der Gärtner, der sie vor Sturm und Hagel, der sie vor dem Beil bewahren konnte, das drüben ihre Schwestern welk zur Erde gefällt?

Weit zurück.

Onkel Biesewig.

Es war vergeblich gewesen, daß ich fast ein halbes Jahr hindurch unausgesetzt nach dem Kinde geforscht, das Dorothea hinterlassen. War es gleichfalls gestorben, oder lebte es? War es ein Knabe oder ein Mädchen? Niemand konnte es mir sagen, die Einzigen, die es gewußt, waren todt, stumm geworden, ohne zu wissen, daß nach ihnen Niemand auf Erden mehr darnach fragen würde, als ich.

Ich gedenke des Tages noch, als ich zu Winckelmann kam und zum ersten Mal Dorothea nicht bei ihm fand.

Als Vorwand bestellte ich eine Arbeit und ging, um am nächsten Morgen wiederzukehren und zu erkunden, ob die Arbeit so geworden, wie ich es wünschte. Doch sie war wiederum nicht da, und nun fragte ich wie zufällig zwischen hinein ins Gespräch: „Wo ist Dorothea? Ich habe sie lange nicht gesehen, däucht mich.“

„Sie ist verreist,“ gab der Bruder einsilbig zur Antwort und brach ab. Ich merkte wohl, daß er nichts Anderes sagen wollte, aber dennoch kam mir nie ein anderer Gedanke, als daß sie verreist sei. Vielleicht hatten sie sich einmal entzweit, denn Winckelmann war wunderlich, seitdem er seine Frau verloren, oft schwermüthig und reizbar zugleich, daß es nicht leicht für ein junges, lebensfreudiges Mädchen war, immer um ihn zu sein und ihm seinen Haushalt zur Zufriedenheit zu führen. Ich aber hatte kein Recht und keinen Grund, in ihn zu dringen, und konnte nur, wie aus Höflichkeit gegen ihn, beiläufig stets meine Frage wiederholen. Dann erwiederte er stets in gleicher Weise kurz: „Sie ist verreist.“

Das war den Winter hindurch, und ich weiß, dann kam ein Tag, an dem über Nacht der Südwind alle Wolken von dannen gejagt hatte, daß die Luft sommerwarm schien und die Sonne seit Monaten zum

ersten Mal wie ein goldenes Wunder im unbegrenzten Blau stand. Der Märzschnee tropfte von den Dächern, alle Fenster standen offen in den Straßen, mir war so fröhlich zu Muth wie den Lerchen, deren Frühlingshymne von der Wiese bis zwischen die Häuser herüberklang. Unwiderstehlich, als ich des Wegs vorüberschritt, zog es mich über die Höfe zu dem Häuschen hinunter, in dem Dorothea wohnte. Mir war's, als müsse auch sie über Nacht zurückgekehrt sein, wie der Frühling und die Sonne, zwischen dem Lerchenjubel hindurch glaubte ich ihre helle Stimme zu vernehmen. Mir schlug das Herz wie mit zwanzig Jahren, traumhaft glücklich und doch wieder unruhvoll, als wüßte es von Dingen, welche die zaghafte Lippe zu sagen beabsichtigte, die sie heut wagen mußte und konnte, wenn sie es jemals wollte —

Bis auf den Hof fiel die schräge Sonne noch nicht, und kein Fenster der Werkstatt stand offen, aus der statt Lerchengesangs das eintönige, dumpfe Schnurren der Drehbank hervorscholl. Mir war, als drehe das Rad sich noch hastiger wie sonst. „So eifrig am ersten Frühlingstag, Winckelmann?" sagte ich im Eintreten.

Er sah nicht von seiner Arbeit auf, wie Glieder einer Maschine bewegten sein Fuß und seine Hände

sich ruhelos fort. „Frühling?“ wiederholte er nur mit sonderbarem Ton.

Ich lachte. „Sie merken hier drinnen allerdings nichts davon, denn es fehlt eine Hand, die Sie mit der Nase darauf stößt und Ihnen die Fenster aufmacht, daß Luft, Sonne und Lerchenlieder herein können. Ich hatte es mir anders gedacht, aber da ich Sie noch allein treffe, ist es vielleicht besser, daß ich zuerst mit Ihnen rede — es wird mir auch leichter — ich wollte sagen, Winckelmann, es ist Zeit, daß Ihre Schwester, daß Dorothea wieder zurückkommt —“

„Für Sie und für mich Zeit,“ wollte ich sagen, „denn es ist Frühlingszeit, und mein Herz ist voll Lerchenjubel und zittert und jauchzt —“

Er blickte flüchtig auf und erwiederte tonlos: „Das wird sie nicht thun, Herr Doktor, denn Dorothea ist gestern gestorben.“

Hastig mit dumpfem Schnurren drehte das Rad sich fort, und wie Glieder einer Maschine bewegten sich seine Füße und Hände — —

Märztag.

Von den Dächern fielen die Tropfen, wie sie es gethan, als ich die Straße hinaufgegangen. Die Sonne

stand im Blau, von der Wiese herüber klang das Schmettern der Lerchen, der Südwind strich frühlingswarm um meine Stirn.

Ich sah und hörte und fühlte es, die Leute grüßten mich, wie sie es eine Stunde zuvor gethan, und ich grüßte sie wieder. Ich bin nach Hause gegangen und fand Kranke wartend, die meinen Rath begehrten, deren Brust und Herz ich untersuchte, denen ich Rezepte schrieb. Eins derselben liegt noch heut auf meinem Tisch; wie ich die Handschrift darauf mit meiner gewöhnlichen vergleiche, ist sie deutlicher als sonst, ich weiß nicht warum.

Dann rief man mich zu einem schwer erkrankten Millionär. Er lag und jammerte, daß er sterben müsse, ich verlachte ihn, um ihm Muth zu geben, und sagte, ich würde gleich mit ihm tauschen, wenn es möglich wäre.

Doch er blickte mich zweifelnd an und versetzte: „Sie wollen mich trösten und betrügen mich, Doktor. Können Sie mir einen Eid ablegen, daß Sie es thäten, daß Sie mit mir tauschten?“

„Ja,“ erwiederte ich, „ich schwöre es Ihnen.“ Sein Gesicht belebte sich, er gewann plötzlich die Kraft, sich aufzurichten, und sagte schmunzelnd:

„Ja, ich glaube es Ihnen wohl, es ist eine hübsche Sache, Millionen sein zu nennen. Ich bin nicht un=

dankbar, Doktor — nehmen Sie — ich fühle, daß Sie mich gerettet."

Er griff in ein Kästchen, das neben seinem Bett stand, und reichte mir Banknoten, eine beträchtliche Summe. Ich hatte viel Glück an dem Tage; in kurzer Zeit war er völlig genesen und versicherte mir lachend: „Die Medizin, mit der Sie mich kurirt, Doktor, war Ihr feierliches Gesicht. Hätten Sie das nicht besessen, als Sie mir den Eid ablegten, so hätte man mich jetzt lange eingescharrt, und alle meine Millionen nützten mir nichts mehr. Sie wissen, ich bin nicht undankbar, Doktor, und gehe nicht damit um, Sie gerichtlich zu belangen, aber eigentlich schwuren Sie doch falsch und wußten gar wohl, daß Sie es thaten, wie?"

„Nein," antwortete ich, „nur war es gut für Sie, daß Sie mich nicht einen Tag früher konsultirten," und er sah mich verwundert an.

Sommernachtstraum.

„Sie ist gestorben, weil sie nicht mehr leben konnte," sagte Winckelmann später, viel später, als er zum ersten und letzten Male darüber sprach; „ich weiß, Ihre Wissenschaft würde eine andere Erklärung dafür haben, Doktor, obgleich Sie selbst mir erzählt, daß ein berühmter Arzt einmal gesagt, man sterbe nicht an der

Krankheit, sondern an der Unfähigkeit des Körpers, sie zu überstehen. So mag man auch wohl an der Willenlosigkeit der Seele, die Krankheit zu überwinden, sterben. Sie sagen vielleicht, es war Schade um die Dorothea, ich meine aber kaum, denn sie war nicht aus unserer Art. Wie sie so geworden, weiß ich nicht, doch noch weniger, was aus ihr hätte werden sollen. Es ist gut, wenn Jeder in seiner Art bleibt, vor Allem ein Mädchen. Ein Knabe ist wie ein Baum, der eigene Kraft hat, auch auf fremdem Boden Wurzel zu schlagen; aber ein Mädchen, das die Natur einmal anders artet, als seine Umgebung, der es angehört, gleicht einer Gartenpflanze, deren Samen auf's Feld verweht ist. Sie wird nicht gehütet, kann es nicht werden, und muß so oder so zu Grunde gehen. Ein müßger Fuß, der über den Acker schlendert, hält erstaunt vor ihr inne, und die Hand, welche sie unter den übrigen Blumen im Garten nicht beachtet hätte, bricht sie ab, anfänglich vielleicht im Gedanken, etwas Seltenes, Werthvolles gefunden zu haben, mit der Absicht, sie sorgsam nach Hause zu bringen; allmälig jedoch erscheint sie ihr doch nur wie eine Feldblume, und die Hand wirft sie endlich achtlos bei Seite. Das ist nicht zum ersten Mal geschehen, und so ist es auch hier gekommen, und es ist gut, daß es so früh gekommen. Ein langer,

langer Kampf mit dem Leben ist ihr erspart worden, den sie sonst hätte durchmachen müssen und den siegreich zu bestehen sie zu schwach gewesen wäre. Ich habe in einem Buch, das ihr gehörte, ein paar Verse gefunden, die ihr gefallen haben müssen, da sie dieselben mit Bleistift angestrichen, vielleicht unwillkürlich, weil sie ahnte, daß sie selbst darin dargestellt sei."

Er reichte mir einen Band mit Gedichten und deutete mit dem Finger auf die aufgeschlagene Seite, wo sich am Rande von vier kurzen Reimzeilen ein feiner, fast verwischter Bleistrich befand. Sonst war in dem Buch nichts bezeichnet; das betreffende Gedicht lautete:

Die Blumen kennst Du, die nur wenig Stunden blühen:
So gibt es Herzen auch, die kurz, doch herrlich glühen.

Und klagst Du, daß so schnell dahin die Ephemere,
So denk' auch, daß sie nicht gefühlt des Herbstes Schwere.

Daß langsam, Tag um Tag, verwelkt nicht ihre Blüte,
Daß traurig nach und nach sie starb nicht im Gemüthe.

Daß sie, wie holder Traum, in Sommernacht empfangen,
Ohn' des Erwachens Qual in Sommernacht vergangen.

O Dorothea — Dorothea Winckelmann! Du wärest keine Blume gewesen, die wenig Stunden nur geblüht! War mein Fuß nicht der erste, der vor Deiner Schönheit innehielt? Warum war meine Hand die letzte, die

sich zu Dir niederbückte? Warum war sie so zaghaft und wagte es nicht, Dich vom Felde heim zu tragen, zurück in den Garten, dem Du gehörtest?

Ich bin es, der die Schuld an Deinem Verderben trug, ich bin es, der Dich getödtet, Dorothea, nicht die müßige Hand, die Dich gebrochen und zur Seite geworfen. Und ich kann es nicht mehr sühnen, Dorothea. Du bist Staub geworden, und es ist nichts auf Erden von Dir geblieben, als Dein Gedächtniß — in meinem Herzen.

Und doch, ich sühne es, Tag um Tag, Dorothea. Denn ich bin es, der für Dich des Herbstes Schwere fühlt, dem traurig immer wieder nach und nach Du im Gemüthe stirbst. Noch immer bist Du mir wie holder Traum in Sommernacht empfangen — noch immer fahr ich aus dem Traum empor zur Qual des Erwachens.

Umsonst.

Umsonst versuchte ich von Winckelmann noch Aufschluß über mehr als die allgemeinen Umstände, die Dorothea's Tod veranlaßt und begleitet, zu erlangen. Ich erfuhr nicht einmal den Ort, wo sie gestorben, und auf meine direkte Frage nach dem Namen Des=

jenigen, der sie zu Grunde gerichtet, antwortete er abschneidend: „Wozu? Wenn er besser ist als die Menge Derer, die Gleiches vor ihm gethan, so ist er selbst unglücklich genug; ist er es nicht, so wird er dadurch nicht gebessert. Ich nenne ihn Keinem und Ihnen am Wenigsten.“

Damals dachte ich, die letzten Worte bezögen sich darauf, daß er empfunden, was mir mit seiner Schwester genommen worden. Allein es war nicht der Fall, er hat es nie geahnt, auch in seiner Sterbestunde nicht, als ich ihm versprach, an Geerdt, der mir wie das einzige Vermächtniß Dorothea's erschien, Vaterstelle zu vertreten. Was jene letzten Worte bedeuteten, verstand ich erst in der Sylvesternacht, in der Bolten starb.

Wie ich von meiner ersten Betäubung nach der Offenbarung des letzteren erwachte und meine Gedanken zu sammeln vermochte, war es auch hier zu spät. In den kurzen Stunden, ehe sein Tod eintrat, erlangte er die Sprache nicht wieder, nicht einmal die Fähigkeit, meine Frage zu verstehen, ob das Kind Dorothea's am Leben erhalten sei oder nicht.

Ich konnte mir selbst sagen, daß es jetzt zu spät, Alles vergeblich sei, ohne Anhaltspunkt neue Forschungen zu beginnen, nachdem acht Jahre vergangen waren.

Dennoch hatte ich es Monate hindurch gethan, mit dem Resultat, das ich voraussah. Die Wahrscheinlichkeit, daß das Kind lebte, daß nicht der Gram, die Verzweiflung der Mutter, noch ehe es das Licht erschaut, den Todeskeim auch in sein Dasein gelegt, war verschwindend — und selbst wenn es lebte, wenn mir es aufzufinden gelang, sprach die Wahrscheinlichkeit dann nicht noch mehr dafür, daß es keine Dorothea, keine Blume war, die, auf's Feld hinausgeweht, sich von der rohen Menge unterschied, unter der sie emporgewachsen? Und besaß ich nicht jetzt schon ein Kind, dessen Obhut ich auf mich genommen — besaß ich nicht gegenwärtig sogar zwei?

Ich ließ ab von meiner Nachforschung. Ich wandte alle Sorgfalt und Liebe den vorhandenen zu. Nicht Geerdt allein, langsam hatte auch Anna sich in mein Herz geschlichen. Sie erinnerte mich oft an eine Pflanze, die, unter Steinen verkrüppelt heraufgeschossen, daß man die Gattung, der sie angehörte, nicht zu erkennen vermocht, auf anderen Boden versetzt ihre Blätter wohlgeordnet entfaltete und erfreuliche Blüte verhieß. Nur erkannte ich wohl, daß mir wenig Verdienst daran gebührte, sondern der Hauptheil fiel Geerdt anheim. Er liebte das Mädchen, still, aber tief leidenschaftlich, wie Kinder lieben. Er lehrte sie

die Dinge wieder, die er kaum gelernt, mit einer ruhig sicheren Methode, die mich oft in Erstaunen setzte, so daß es häufig schien, als ob er selbst überhaupt nur zu diesem Zweck lerne. Ich bemerkte es, aus der Ferne hing sein Blick an ihr, wenn er abgewendet stand, sein Ohr. Und mir war es, als würden die Beiden, soweit der Unterschied des Geschlechtes und des Alters es verstattete, sich ähnlicher, nicht nur im Wesen, auch im Aeußeren, wie wenn ein verwandter Grundzug die Bildung ihres Gesichtes bestimme. Immer seltener trat der Ton, die Denkungsart zum Vorschein, die Anna im Anfang aus dem elterlichen Hause mit zu uns herübergebracht. Sie erlosch wie dunkle Erinnerung in der Kinderseele.

Eines Tages fragte ich mich, wer von den Beiden meinem Herzen am liebsten sei, und ich fand überrascht, daß sie mir wie Eins ineinander verwachsen waren. Ich erschrak — hätte ich das damals geahnt, als die Mutter gewünscht, ich solle sie bei mir behalten, ich hätte es nicht gethan. Mich durchgraute der Gedanke, daß ich, daß Geerdt mit mir sie verlieren könnte, daß sie nicht mein Kind sei und ich nicht das Recht besitze, sie zu verweigern, wenn ihre Mutter sie zurückverlangen sollte.

Sonnengold.

Hatten die Leute Recht? Es kam mir ab und zu, direkt selten, sondern auf dem Weg des üblichen Zwischengeredes, zu Ohren, daß man in der Stadt die armen Kinder bedaure, denen der pedantische Onkel alle Jugendlust verkümmere. Wenn ich mit ihnen durch's Thor gehe, hieß es, schlage die Uhr; wenn nicht, könne man sie sicher nach uns stellen, denn dann gehe sie falsch. Es hat kein Ding mich von Jugend auf weniger berührt und geringeren Einfluß auf mein Thun und Denken geübt, als das, was von unselbstständigen und furchtsamen Gemüthern die „allgemeine Stimme," auch wohl „vox populi vox Dei" genannt wird. Die Majorität derselben ist an sich weder Wahrheit noch Lüge, sie wird beides erst durch eine herrschende Richtung, die in der geistigen Luft oft eben so unberechenbar entsteht, wie in der physischen der Wind, der tausend und aber tausend Schilfhalme heut gemeinsam in diese Richtung biegt und morgen in jene. Für den, der angeborene, eigene Stütze unter sich und in sich fühlt, ist es leicht und besitzt es einen gewissen Reiz, dem herrschenden Zuge Widerstand zu leisten, so lange er dieß für sich allein thut und seine

innere Ueberzeugung vollkommen ausreicht, ihm für die in den Augen der Welt begangene Ketzerei Absolution zu ertheilen. Etwas Anderes dagegen wird es für die selbstständige Lebensphilosophie, sobald sie ihre volle Gültigkeit nicht nur für die eigene, sondern auch für eine fremde, ihr anvertraute Existenz bewahrheiten soll. Unwillkürlich beginnt dann ein Einfluß des außer uns Befindlichen auf uns sich geltend zu machen. Was wir früher kurzweg verlachten, veranlaßt uns jetzt zum Nachdenken; wir begnügen uns für die Erziehung eines Kindes nicht mehr mit dem Gefühl, das für uns selbst bestimmend wirkt, sondern wir suchen die Wurzel, aus der es entspringt, zu ergründen, den Gedanken. Aus dem Zufälligen entsteht so Methode, der früher nutzlose Kampf mit der „allgemeinen Meinung“ wird fruchtbringend, denn aus jeder erkannten Lüge gewinnen wir eine Wahrheit, Positives aus dem Negativen. Bedeutsam verwandelt sich der Sinn des alten Wortes: docendo discimus, denn die Kinder lehren uns, wie wir sie lehren sollen.

Kaum ein Tag verging, an dem ich mir nicht in dieser oder jener Sache die Frage jetzt vorlegte: Haben die Leute Recht? Es ist ein eigenes Ding für eine Menschennatur, die bis zum Ergrauen des Kopfes einsam gelebt hat und nicht mehr die elastische Bieg-

samkeit der Jugend besitzt, aus sich heraus die Bildung eines jungen Gemüthes zu wagen, das jedem Eindruck gehorcht und ihn weiter entwickelt. Ich war Vater, ohne Erzeuger gewesen zu sein, der Uebergang von spielender Einwirkung auf meine Kinder zur ernst geregelten Erziehung hatte mir gefehlt. Ich sage, meine Kinder, denn allmälig gewann, wie unbewußt, eine seltsame Vorstellung, gleichsam ein Phantasma, bei mir die Oberhand. Mir war es oftmals traumhaft, als ab vor unendlich ferner Zeit, wie in einem andern Leben, Dorothea mein Weib gewesen. Dann hatte eine fremde Gewalt mich von ihr gerissen, hatte mich wie ein Blatt im Herbst umhergewirbelt, und wie ich zurück, in meinem Zimmer wieder zur Besinnung kam, standen wie liebliche Märchen meine vergessenen Kinder vor mir, das einzige Vermächtniß Dorothea's, die ich nicht mehr fand.

Das waren sorgenvolle Stunden, wenn ich mich fragte: „Haben die Leute Recht?“ Aber es waren auch schöne Stunden, wenn ich mir antworten konnte: „Nein, sie haben es nicht.“

Und so führte ich meine Kinder ruhig auf den Wegen weiter, die ich für die besten hielt, geistig und leiblich, d. h. ob es in der Stadt als Pedanterie verketzert wurde, hielt ich für jede Thätigkeit des

Tages mit ihnen die nämlichen Stunden inne und setzte auch unsere Spaziergänge vor's Thor unbekümmert „nach der Uhr“ fort.

So eifrig ich bemüht war, mich von der Richtigkeit des Geredes zu überzeugen, daß ich ihnen dadurch ihre Jugendlust verkümmere, vermochte ich doch nichts Anderes zu erkennen, als daß sie innerhalb der Regelmäßigkeit dieser Lebensweise mehr und mehr in Kraft und Gesundheit aufblühten, und daß sie den ganzen Tag hindurch mit einer Freudigkeit der festgesetzten Stunde zum Ausgang entgegensahen, welche ihnen über jede weniger angenehme Beschäftigung tröstend hinweghalf. Dann stürmten sie lachend und jubelnd, wenn die dumpfe Wanduhr auf unserem Flur schnurrte, in mein Zimmer, und wir gingen, zumeist durch's Norderthor, bald hierher, bald dorthin, über's Feld, auf die Haide, in den Wald. Wir suchten Pflanzen und Pilze, Schmetterlinge und Käfer, deren Namen und Fundorte Anna bald eben so genau kannte als Geerdt. Manchmal rüsteten wir uns aus, unsere Aquarien zu bevölkern, und fischten mit den mitgenommenen Geräthschaften in Wassergräben und Teichen. Die Wolkenbildung am Himmel, der Abendnebel auf den Wiesen reizte die Kinder gemeinschaftlich zum Nachdenken; sie suchten die Gründe dafür und stritten

mit einander, bis sie zu mir kamen, um zu hören, wer Recht gehabt. Dann neckte der Sieger den andern, und sie haschten sich, und plötzlich eilten sie gemeinsam einem seltenen Schmetterling nach. Und mehr denn einmal bemerkte ich es deutlich, daß Geerdt ihn mit einem Schlage zu fangen befähigt war, statt dessen jedoch ihn zum Schein nur verfolgte und derartig jagte, daß Anna ihn mit ihrem Netz zu erhaschen und triumphirend zu mir zu bringen vermochte.

Eines dieser schönen Tage erinnere ich mich genau. Wir waren weit gegangen, erst über ein dürres, braunes Grasfeld, in dem unzählige, graue Heupferde vor uns aufschwirrten, dann über Haide mit rothblühender Erica, dann lag ein sandiger Abhang mit hochstämmigem Waldrand vor uns. Mir war eigenthümlich zu Muth, denn plötzlich gedachte ich dunkel an etwas, von dem Bolten in jener Sylvesternacht gesprochen. Dabei schien es mir einigemal, als ob die Kinder sich sonderbar verstohlen anlächelten; ich fragte sie endlich, was das bedeute, und Geerdt gestand, Anna fortwährend anblickend, nach kurzem Zaudern, daß sie schon einmal im Jahr zuvor ohne mein Vorwissen und ohne das von Anna's Eltern hier gewesen.

„Weißt Du's noch, Anna, wir waren droben," sagte er, „dürfen wir wieder hinauf, Onkel?"

Sie nickte und klammerte ihre Hand fest in seine, wie ich die letzte Frage bejahte. „Aber kommt bald zurück, ich bleibe hier unten!"

Nun liefen und kletterten sie zusammen hinauf, doch Geerdt hatte, um seine Geschicklichkeit zu zeigen, eine steilere Stelle gewählt, so daß Anna vor ihm die Höhe erreichte. Sie stand am Waldsaum und zeichnete sich gegen die dunkle Laubtiefe ab; die schräge Sonne fiel auf ihr Gesicht, daß ihr Haar wie Gold aufglänzte. Mich überlief, ich weiß nicht was —

„Hier, Geerdt!" rief sie lachend dem Knaben zu, der sich jetzt erst weiter abwärts auf den Grasrand hinaufschwang, „hier! Du kriegst mich nicht mehr!"

Sie sprang in den Wald, und er flog ihr nach, und sie verschwanden zwischen den Stämmen. Nur die Sonnenstrahlen fielen schwankend noch hinter ihnen drein in's Herz des Waldes.

Ich stand noch immer und blickte ihnen nach — — wo hatte ich das schon einmal gesehen?

Nein, nicht den Knaben, doch das Mädchen, mit dem Goldhaar, das so im Winde flog? Wo hatte ich das Lachen gehört, das fern und ferner verklang?

„Das Phantasma ist wieder da,“ sagte ich lächelnd zu mir selbst, „es war wohl auch in einem andern Leben.“

Aber ein seltsamer Schauer überrann mich, und ohne zu wissen warum, rief ich laut und ängstlich: „Anna! Anna!“

Herbstschauer.

Bis tief in den Oktober hinab blieb das Jahr sonnig und warm. Wir hatten wiederum einen weiten Weg gemacht, daß ich selbst mich ermüdet fühlte und auf das Ausruhen nach der Heimkehr freute. Es dunkelte schon früh, ein zauberischer Friede lag über der herbstlichen Welt. Nur ein gelbes Blatt fiel hin und wieder aus einer Eiche am Koppelrand, ab und zu kam von fern das Brüllen eines Rindes durch die Dämmerung. Die Stimmen des Feldes sind gar anders im Herbst als im Frühjahr, aber sie sind fast schöner, einer stillen inneren Freudigkeit, wie sie mich erfüllte, sympathischer. Ich ging, Gedanken und Träume vor mich hin gaukelnd, die Kinder neben mir Hand in Hand. Sie sprachen leise, wenn irgend eine trübe Vorstellung sich in meinen Gedankenkreis einschleichen wollte, so horchte ich nur auf ihre Worte hinüber, ließ meinen

Blick über ihre sorglosen Stirnen hingleiten, und sie verflog, wie sie gekommen. Dann, wie ich wieder einmal aufsah, waren sie hinter mir zurückgeblieben, und als ich mich nach ihnen umwandte, gewahrte ich, daß Geerdt sich bückte, um Anna auf seine Arme zu heben.

„Was ist, Geerdt?“ fragte ich.

„Anna ist müde, ich will sie tragen,“ erwiederte er, doch ich versetzte: „Das kannst Du nicht, sie ist zu schwer für Dich und würde Dir schaden. Komm' zu mir, Anna!“

„Ich habe sie schon im vorigen Jahre getragen und seitdem bin ich viel stärker geworden,“ meinte er stolz und duldete nur ungern, daß ich sie selbst nahm und auf den Arm hob. Er hatte auch wohl Recht und die Kraft, sie zu tragen, allein ich war fast — ich mußte lächeln — sollt' ich es eifersüchtig nennen? und hätte sie Keinem wieder gegeben, wie sie die Händchen um meinen Hals legte und sagte: „Bin ich Dir auch nicht zu schwer, Onkel? Ich bin recht müde — wie gut bist Du, daß Du mich trägst, Du sagtest vorhin, daß Du selbst müde wärest —“

Nein, ich war es nicht, keine Spur von Müdigkeit war mehr in mir. Ich hätte noch Stunden, die ganze Nacht hindurch so mit ihr zu gehen vermocht. Es

begann schon völlig zu dunkeln, aber die Luft war so lind und weich wie die liebliche Kinderwange, die sich sanft an meine Stirne schmiegte. Herbst und Dunkel lag um uns, und doch war es mir wie sonniger Frühling. Mein Herz klopfte so still, so glücklich, das Leben war ja nicht einsam, es war so schön, so maienwarm geworden im Oktober.

„Mein Herzenskind, meine kleine Anna," sagte ich leis ihr ins Ohr — ich mußte es sagen, die Lippe konnte es nicht mehr zurückhalten — „der Onkel hat Dir einmal gesagt, er habe Dich nicht lieb, hast Du es noch behalten?"

Sie nickte mit dem Köpfchen. „Ich habe oft darum geweint, aber ich hatte es auch nicht verdient —"

„Vergiß, was der Onkel damals gesagt, Anna; Du brauchst nicht mehr zu weinen, es gibt nichts auf der Welt mehr, das ich so lieb hätte als Dich."

„Und Geerdt, Onkel; Geerdt mußt Du eben so lieb haben," flüsterte sie.

Ich weiß nicht, was ich noch Thörichtes mit ihr gesprochen. Sie klammerte sich immer fester um meinen Nacken und drückte meinen Kopf an sich; Geerdt ging eifersüchtig hinterdrein. Wie in der Straße der Laternenschein auf sein stummes Gesicht fiel, lachte ich ihn laut aus und sagte wie von Sinnen:

„Ja, Geerdt, ich habe sie, und sie gehört mir — was gibst Du mir für die kleine Braut, Geerdt?"

„Es liegt ein Brief auf Ihrem Tisch, Herr Doktor," sagte die Magd, als wir zu Hause eintrafen. Ich setzte meine süße Last zur Erde, zündete Licht an und öffnete den Brief. Die Handschrift war mir fremd, ich las:

„Geehrter Herr Schwager!

Durch mancherlei häusliche Einrichtungen sind wir, meine theure Mathilde und ich, noch verhindert, Ihnen heute sogleich nach unserem Eintreffen hier unsere geziemende Aufwartung zu machen. Entschuldigen Sie deßhalb, wenn wir Sie schriftlich ersuchen, uns unser Kind, nach dem wir begreiflicher Weise großes Verlangen tragen, noch heute Abend zurückzuschicken. Indem ich mir vorbehalte, Ihnen nächstens meinen verbindlichsten Dank für die Aufnahme, welche Sie unserer Anna haben zu Theil werden lassen, mündlich abzustatten und Sie um gütige Berechnung der Ihnen daraus entsprungenen Kosten zu ersuchen, beehre ich mich in verwandtschaftlicher Hochachtung mich zu zeichnen als Ihr ergebener Schwager

Gustav von Ulquist."

Anna.

Vor der Thür von Mama's Hause nahm der Onkel meinen Kopf in beide Hände und küßte mich. Dann drehte er sich schnell ab und ging fort, ehe ich ein Wort zu sagen im Stande war. Aber plötzlich kam er noch einmal zurück und schloß mich wieder in die Arme, daß ich ihn fragen konnte: „Wenn Mama droben ist, wie Du sagst, Onkel, weßhalb gehst Du da nicht mit hinauf?"

Doch er antwortete nichts als: „Vergiß mich nicht, mein Herzenskind! Willst Du den Onkel nicht ganz vergessen, Anna?"

„Warum soll ich Dich vergessen, guter, lieber Onkel, und wie könnt' ich es denn?"

Allein ich glaube, er hörte es kaum mehr. Er hatte mich noch einmal geküßt, und dann fühlte ich im Dunkel seine Hände nicht mehr, sondern nur ein unterdrücktes Schluchzen klang leise von der Straße herauf. Ich stand eine Weile und wartete, ob der Onkel nochmals zurückkommen werde. Warum weinte er? Oder hatte ich mich geirrt? Das war wahrscheinlicher, denn so lange ich lebte, hatte ich niemals eine Thräne in seinen Augen gesehen.

Ja, ich hatte den Onkel sehr lieb und es heute zum ersten Mal so recht gefühlt. Mir war auch, als hätten, seitdem ich bei ihm im Hause gewesen, die Menschen mich lieber gehabt und freundlicher angesehen als früher. Das rührte von ihm und von Geerdt her, ich wußt' es wohl, aber warum weinte er, warum hatte Geerdt es auch gethan, als ich fortgegangen? Ich kam ja schon am nächsten Morgen, jeden Tag, jede Stunde wieder, denn ich gehörte ja zu ihnen und konnte mich nie bei Mama so zu Hause und glücklich fühlen wie bei ihnen.

Nachdenklich stieg ich die Treppe hinan. Früher war ich mit geschlossenen Augen über die Stufen hinauf- und heruntergeflogen, doch jetzt kam sie mir fremd vor, und ich mußte mich an dem Geländer entlang tasten. Als ich den Flur erreichte, klang aus den Zimmern Klavierspiel, ein Walzer oder eine sonstige Tanzmelodie, und Susanne kam mit Licht aus der Küche. Sie sah mich einen Augenblick musternd an. „Guten Abend, Susanne, kennst Du mich denn nicht mehr?“ fragte ich etwas befangen.

„Ah, das gnädige Fräulein,“ sagte sie, „warten Sie einen Moment, wenn ich bitten darf, ich will Sie der Frau Baronin anmelden.“

Sie ließ mich stehen und ging ins Zimmer. „Füh-

ren Sie meine Tochter herein!“ hörte ich Mama's Stimme drinnen befehlen. Die Thür öffnete sich wieder, und Susanne lud mich mit einer Verbeugung ein, hinein zu treten.

Mir war plötzlich noch weit beklemmter zu Muth, als wie ich zuerst vom Onkel vernommen, daß ich noch am Abend zu Mama zurück solle. Dazu blendete mich das helle, glänzende Licht im Zimmer, so daß ich Mama kaum erkannte, die sich in einem reich gestickten, weiten Hausgewande, halb aus einem Fauteuil erhob und mir entgegenblickte.

„Bon soir, ma chère Annette,“ sagte sie, „wie Du gewachsen bist! Aber, mon dieu, wie lächerlich, wie unanständig Du aussiehst! Was für eine coiffure das für ein Mädchen von Deinem Alter ist! Sehen Sie doch, Gustave, es ist zum Erbarmen, wie mein Bruder das arme Wesen verwahrlost hat, körperlich und, wie es scheint, geistig nicht minder!“

Das Letzte bezog sich wahrscheinlich darauf, daß ich scheu und wortlos auf dem Fleck stehen geblieben war und die Augen niederschlug, denn Mama fügte in etwas gereiztem Tone hinzu:

„So komm' doch zu mir, liebes Kind, und steh' nicht wie ein unmanierlicher Klotz da! Mon dieu, wie entsetzlich vermag so kurze Zeit die feinste Erziehung

zu verwildern, und welche Mühe werde ich wiederum haben!"

„Meine theure Mathilde," hatte eine Stimme vom Klavier her auf die Worte: „Sehen Sie doch, Gustave" gesagt, und ein ausnehmend elegant gekleideter Mann mit sorgfältig geordnetem schwarzem Haar und Vollbart erhob sich von einem Tabouret und trat auf mich zu. Es war der Onkel Ulquist, ich erkannte ihn im ersten Moment kaum, denn die ausgesuchte Vornehmheit seiner Kleidung, die goldene Kette auf der Brust und die blitzenden Diamanten in seinen Hemdknöpfen und Ringen gaben ihm ein durchaus verändertes Aussehen. Er faßte meine Hand und sagte:

„Besinne Dich erst, wo Du bist, mein liebes Kind! Du bist wieder im elterlichen Hause. Elle est étourdie, stupefaite encore, ma chère. Geh' zu Mama, sie sehnt sich, Dich zu küssen, kleiner Engel! Morgen wird sie auch schon erkennen, daß Du diesen Namen verdienst, wenn Du die schönen Anzüge trägst, die wir Dir aus Paris mitgebracht haben."

Mama war jetzt völlig aufgestanden und riß meine Hand ziemlich hastig aus der seinen. „Sie müssen das Kind nicht eitel machen, Gustave," sagte sie scharf, „es ist sehr viel häßlicher geworden, als es vor einem Jahre war. Außerdem ist es Zeit, daß sie zu Bett

geht, die Freude des Wiedersehens regt sie zu stark auf. Wünsche dem Papa gute Nacht, Annette, und geh'! Morgen werde ich Dir die Kleider geben und meine mühevollen Mutterpflichten wieder von vorne beginnen."

Sie klingelte mit einer kleinen silbernen Glocke, die neben ihrem Sessel auf dem Tisch stand. Ich sah sie starr an, die Thränen waren mir in die Augen getreten, daß ich nichts mehr erkannte.

„Papa?" stotterte ich — „ist Papa denn wieder mit zurückgekommen, und haben die Leute ihn nicht dahin gebracht, wo Geerdt's Vater ist?"

„Ah, c'est dégoutant," sagte Mama unwillig. „Man sollte doch meinen, daß Du alt genug wärest, zu wissen, daß Todte nicht wieder lebendig werden. Ueberdies ist es nicht schicklich, in guter Gesellschaft von Verstorbenen zu reden, Kind. Du bist mir zu Dank verpflichtet, daß ich besorgt gewesen, Dir einen neuen Papa zu verschaffen; geh' nun zu ihm und wünsche ihm gute Nacht!"

Susanne erschien auf der Schwelle. „Leuchten Sie dem Fräulein zu Bett!" fügte Mama hinzu.

Ich sah scheu zu dem fremden Onkel auf. „Bist Du nun mein Papa?" fragte ich.

„Ja," versetzte er und streichelte mir das Gesicht.

Aber meine Thränen rannen ihm zwischen den Fingern hervor, und ich schluchzte gewaltsam:

„Warum hast Du nicht den Onkel Biesewig zu meinem Papa gemacht, Mama? Den habe ich viel lieber, und er hat mich auch viel lieber.“

Nun lachten sie Beide hell auf. „Gedulde Dich nur, Kleine, Du wirst mich auch noch lieb haben,“ sagte Onkel Ulquist.

Dann stand ich draußen mit Susanne, die mich auf mein Zimmer brachte. Es war ein anderes, kleineres als das, in welchem ich früher mit Mama geschlafen, und mein Bett stand ganz allein darin. Wie ich es sah, ward mir ordentlich leicht und froh zu Muth, und ich fragte eigentlich ganz ohne Interesse für eine Antwort zu haben: „Warum soll ich hier und nicht bei Mama schlafen?“

Aber Susanne gab mir auch gar keine Antwort, sondern sie lachte nur schallend auf und fügte endlich bei: „Das verstehst Du nicht, Kind. Du erlaubst wohl, daß ich Dich hier unter uns noch Du nenne, trotzdem Du einen so vornehmen Papa bekommen hast und zum gnädigen Fräulein geworden bist. Du solltest freundlicher gegen ihn sein und Dich freuen, daß Du einen so hübschen Papa besitzest. Wenn ich

an Deiner Stelle wäre, ich würde Alles thun, was ich ihm an den Augen absehen könnte."

Sie lachte wieder und schwatzte dann wieder fort.

Mir fiel es zum ersten Mal an dem Abend auf: es war ein hübsches Mädchen, die Susanne, nicht mehr ganz jung, doch mit ihrem leicht gelockten, maserbraunen Haar und den beweglichen Augen von ähnlicher Farbe darunter graziöser als alle andern Dienstmägde, die ich sonst gesehen. Nun wollte sie mir beim Entkleiden helfen und war verwundert, als ich in wenig Augenblicken allein damit fertig geworden.

„Mir ist's recht, wenn ich Dir nicht dabei zu helfen brauche, ich habe genug sonst zu thun," sagte sie, „aber es wird schwerlich eine zweite Baronesse in Stadt und Land geben, die es ebenso machte."

„Ich bin keine Baronesse," erwiederte ich, „ich heiße Anna Bolten."

„Das weiß ich wohl, daß Sie es nicht sind, Fräulein," versetzte sie spöttisch, „allein die gnädige Frau hat den Befehl ertheilt, daß Sie so angesehen werden. Gute Nacht, dummes Ding, schlaf' und wache vernünftiger auf!"

Susanne nahm das Licht und ging. Ich rief ihr noch halb zornig, halb schluchzend nach: „Ich will

aber keine Baronesse sein, sonst haben der Onkel und Geerdt mich nicht lieb mehr —" doch dann schlief ich, von den mannigfachen Anstrengungen und Aufregungen des Tages ermüdet, schnell ein und wachte erst im Hellen wieder auf. Ich sprang aus dem Bett und sah nach der Sonne; es mußte schon sieben Uhr sein, und ich kleidete mich hastig an, damit ich nicht zu spät zum Frühstück komme und der Onkel kein verdrießliches Gesicht mache und mir: „Morgenstunde hat Gold im Munde, Anna," entgegenrufe. Nun fiel es mir erst plötzlich ein, daß ich ja gar nicht mehr bei dem Onkel zu Hause sei, und Alles vom Abend vorher kam mir wieder ins Gedächtniß. Dabei gewahrte ich mich fast in ganzer Gestalt in einem großen Spiegel — drüben hatte ich gar keinen in meinem Zimmer gehabt — und Mama's Worte klangen mir ins Ohr, daß ich so geschmacklos gekleidet und viel weniger hübsch geworden sei, als früher.

War das der Fall? Ich betrachtete mich — wenn Mama Recht hatte, so war es allerdings nicht hübsch vom Onkel, mich so zu entstellen. Das Kleid, das ich trug — ich rechnete nach — wahrhaftig, es war dasselbe, mit dem ich zu ihm ins Haus gekommen, und ich war doch gewaltig gewachsen seitdem; man sah es, der Saum ging kaum mehr über die Kniee,

und auch an den Armen schien es mir zu kurz. Das mußte freilich entstellen, Mama besaß ein scharfes Auge dafür und äußerst feinen Geschmack; die hatte es gleich, wie ich eingetreten, wahrgenommen.

Plötzlich fiel mir etwas ein, woran ich seit mehr als einem Jahr nicht gedacht. Was machte Helene Heidmann eigentlich? Ich hatte sie nie mehr wiedergesehen und mich gar nicht um sie bekümmert. Das war Unrecht —

In Gedanken ging ich zum Frühstück ins Eßzimmer. Doch dort war noch Niemand, die Vorhänge geschlossen, daß nur ein falbes Licht auf den Tellern und Geräthen lag, die vom Abend zuvor auf dem Tisch standen. Auch auf dem Flur regte sich nichts, obwohl die Sonne glänzend über ihn hinfiel; in der ganzen Wohnung kein Laut. Ich blickte eine Weile aus dem Flurfenster in den frischen Oktobermorgen hinaus, dann stieg ich schnell die Treppe hinunter und lief durch die Straßen zum Hause des Onkels Biesewig.

Er war schon bei Tagesanbruch in einem Wagen über Land geholt, sagte die Magd. „Und Geerdt?“ Geerdt war eben zur Schule gegangen; wenn ich käme, hatte er hinterlassen, möchte sie mir sagen, er würde mich um 12 Uhr von meiner Lehrerin abholen.

Verdrossen wanderte ich zurück. Vor Mittag sollte ich Geerdt nicht sehen; er hätte auch zu mir kommen können. Nun traf ich Susanne auf dem Flur. „Sind Sie schon auf, Fräulein?“ sagte sie gähnend, „das ist nicht schicklich und nicht vornehm, das müssen Sie sich abgewöhnen.“

„Schlafen Mama und der Onkel — Papa meine ich, schlafen denn die noch? Ich muß um neun Uhr zur Schule.“

„Ach was,“ versetzte Susanne unwirsch, „vor neun Uhr wird in einem noblen Hause nicht gefrühstückt, das wäre eine schöne Neuerung.“

Ich setzte mich an das Fenster und wartete. Mir war etwas bänglich zu Muth. Was würde meine Lehrerin sagen, wenn ich erst um zehn Uhr käme, und was nachher der Onkel, wenn er es erführe? Aber eigentlich hatte Susanne Recht, und es war unwürdig, so an die Stunde gebunden zu sein. War Mama das auch je gewesen, und hatte sie auch Angst vor der Lehrerin gehabt, wenn sie eine Aufgabe schlecht gemacht? Ich konnte es mir nicht denken.

Die Thür öffnete sich, und der Onkel-Papa trat herein. Er trug einen wunderschönen Morgenrock mit Sammt und Schnüren besetzt, der ihm bis über die

Kniee reichte, darunter gestickte türkische Hausschuhe. Unwillkürlich mußte ich denken, wie viel hübscher und nobler das sei, als Onkel Biesewig's Art, sich immer gleich so anzukleiden, wie er den ganzen Tag blieb. Freilich er mußte gewärtigen, daß er, wie z. B. heute, sofort nach dem Aufstehen zu Kranken geholt wurde. Und dazu that er das um Geld, denn die Leute bezahlten ihn dafür. Es war doch weit nobler, wenn man das nicht that und sein eigener Herr blieb, wie der Onkel-Papa.

Er kam auf mich zu, streichelte mir das Gesicht und strich mir durch's Haar. Wie weich, weiß und fein waren seine Finger, wie blitzten die großen Ringe darauf! Ich durfte sie abziehen und betrachten; es ging aus Allem hervor, daß er mich doch sehr lieb hatte, und es war wohl schicklich, daß ich ihn auch nicht mehr Onkel, sondern Papa anredete. Er und Mama sagten ja, daß er es sei, und sie mußten es doch wissen.

Auch Mama kam jetzt in einem prächtigen, weiten Morgenkleid. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß ich einmal so in die Thür treten würde, es mußte das Schönste sein, das sich denken ließ. Sie küßte mich auf die Stirn und fragte: „Avez-vous bien dormie, ma chère?“

Dann füllte sie den auf einer Maschine fertig bereiteten Kaffee in Papa's Tasse.

„Wie reizend Dir diese häusliche Beschäftigung steht, meine theure Mathilde!“ sagte er. Sie zog mich an sich und legte den aus dem weiten Aermel entblößt hervortretenden Unterarm um meinen Nacken. Papa meinte, es gäbe kein schöneres Bild, als eine Mutter mit ihrem Kinde. Er lächelte und fügte hinzu: „Nur mit zweien, das wäre noch lieblicher.“ Mama schlug die Augen nieder und drohte ihm schelmisch mit ihrem weißen Zeigefinger, bis er darnach haschte und ihn küßte. Das war Alles sehr anders als beim Onkel Biesewig.

Aber das Herz klopfte mir doch noch etwas ängstlich, und ich mußte es noch einmal wiederholen, daß ich um neun Uhr zur Schule solle. „Zur Schule?“ fragte Mama verwundert. „Wozu das? Eine Mutter ist immer die beste Lehrmeisterin für ihr Kind; das Beispiel wirkt mehr als der trockene Unterricht. Ach, Du armes Kind, wie bist Du geplagt worden.“

Ich empfand das selbst, und Papa nickte ebenfalls. „Dein Beispiel, Mathilde,“ sagte er, „o daß sie zu Deinem Ebenbilde würde!“

Mama drückte mich noch zärtlicher an sich, sie schlang beide Arme um meinen Hals. „Nein, Gustave,“

flüsterte sie bescheiden, „Du stellst mich zu hoch, ich bin zu unwissend, um unsere kleine Annette ganz allein zu unterrichten. Es gibt Dinge, die solche Leute immer besser lehren, die dafür bezahlt werden; die Mutterliebe legt nur das beste Theil hinein, sie wacht überall, sie verfeinert und vollendet. Aber nur eine rohe Natur könnte verlangen, daß eine Mutter ihr Kind am ersten Tage nach so langer Trennung von sich lassen solle, um es in die Schule zu schicken. Du bleibst heut und in den nächsten Tagen zu Haus, mein Liebling. Später wird es sich finden, wir werden uns überzeugen, ob die Schule, die Du bis jetzt besucht hast, Deinem Stande und uns entspricht. Aengstige Dich nicht, mein Herz, daß Du Dich von Deiner Mutter trennen sollst."

Ich sagte es nicht, aber ich fühlte es, der Onkel hätte trotzdem verlangt, daß ich wie gewöhnlich zur Schule gehen solle. War er also eine rohe Natur, wie Mama gesagt? Sicherlich war Mama viel gütiger, da sie mir erlaubte, zu Hause zu bleiben.

Mir schoß durch den Kopf, was Geerdt sagen würde? Er würde mich tadeln, wußte ich, denn er hielt auch das Lernen für das Wichtigste. Allerdings, er mußte es wohl, denn er sollte sich künftig sein Brod damit verdienen.

Das brauchte ich nicht, und es war bei mir mithin etwas ganz Anderes. Ich hatte noch nie so klar darüber nachgedacht.

Allein trotzdem war es mir unangenehm, wenn er es erführe, daß ich nicht zur Schule gewesen. Er konnte sich eben nicht in die vornehme Auffassung hineinversetzen, seine Abkunft — ich hatte sie auch fast vergessen gehabt — trug wohl die Schuld daran. Ich beschloß im Stillen, um zwölf Uhr auf einem andern Wege durch die Stadt in die Straße zu gelangen, in der das Schulgebäude lag, und ihm dann entgegen zu gehen, als ob ich dort gewesen.

Das Herz klopfte mir wieder. Das war eigentlich eine Lüge, von der Geerdt und der Onkel sagten, sie sei das Abscheulichste, was ein Mensch thun könne. Aber wenn er mich nicht fragte? Wenn man nichts sagte, konnte man doch nicht lügen, und ich that es überhaupt nur um seinetwillen, weil er zu beschränkt war, das Ganze zu begreifen.

Und Morgen? Uebermorgen? Wenn ich wieder nicht zur Schule ging? „Das wird sich später finden," hatte Mama gesagt. Sie hatte Recht, warum sollte man sich heut die Laune damit verderben?

Der Morgen war sehr schön und verflog, wie das Sprüchwort sagt, ehe ich mich umsah. Mama fand gar kein Ende, für mich zu sorgen; Papa sagte es selbst mehrere Male verwundert, daß eine Mutter für ihr Kind doch wahrhaft unermüdlich und der grenzenlosesten Opfer fähig sei. Dann sah Mama mit einem dankbaren Blick zu ihm auf, der ausdrückte, daß er sie verstand.

Auch ich war ihr von Stunde zu Stunde dankbarer, daß sie mir nicht den Onkel Biesewig zum Papa gegeben, sondern Den, welchen ich jetzt hatte. Ich sagte es auch, und daß ich gestern Abend unvernünftig gewesen, als ich es gewünscht, und den Papa wohl damit beleidigt habe. Mama antwortete lächelnd: „Der Onkel Knut ist mein Bruder, wie Du weißt, Annette, und Schwester und Bruder heirathen sich nicht. Doch wenn das auch nicht wäre, so würde ich doch die unglücklichste Frau und Du das bemitleidenswertheste Kind auf der Welt sein, wenn ich den Onkel geheirathet hätte. Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir das früher oft gesagt, ma petite."

„Ja, als Papa noch lebte," erwiederte ich unwillkürlich.

„Fi donc, mon enfant,“ versetzte Mama, mir halb im Scherz, halb ernsthaft auf die Finger schlagend, „wie kannst Du so etwas sagen, wenn Dein Papa vor Dir steht! Laß mich das nicht wieder hören!“

Ich schwieg und erschrak selbst, daß es mir so herausgefahren. Doch etwas Anderes von dem, was Mama gesprochen, ging mir im Kopf herum, und ich fragte wieder: „Darf ich denn Geerdt auch nicht heirathen?“

Mama zog ihre schöne, glatte Stirn in Falten. „Du mußt Winckelmann sagen, wenn Du von dem Knaben sprechen willst; man bezeichnet solche Leute nicht so vertraulich mit dem Vornamen. Du weißt überhaupt, liebes Kind, daß ich nicht wünsche, daß Du seiner Erwähnung thust. Als Dein Vater — Dein früherer Vater noch hier im Hause war, duldete ich es manchmal aus Schwäche, daß der Junge zu Dir kam, jetzt würde ich das unter keiner Bedingung zugeben. Es ist mir schwer genug geworden, Dich fast ein Jahr hindurch mit ihm zusammen im Hause des Onkels zu lassen, und ich werde mich nicht irren, wenn ich die ungünstige Veränderung, die mit Dir vorgegangen, zum größten Theil seinem schlechten Einfluß zuschreibe. Das ließ sich nicht ändern, doch ich werde jetzt sorgfältig Acht geben, daß es nicht wieder-

kehrt. Wenn der Onkel Dich zu sehen wünscht, so kann ich ihm das natürlich nicht abschlagen, und es sind auch Gründe, die es wünschenswerth machen, aber dann mag er zu uns kommen; eben um dieses Geerdt willen verbiete ich Dir, sein Haus zu betreten."

Mama brach ab und sah mich plötzlich mit einem eigenthümlich forschenden Blick an. „Wie kommst Du übrigens zu der albernen Frage, ob Du Geerdt auch nicht heirathen dürftest?"

„Weil ich ja auch seine Schwester bin," versetzte ich kleinlaut.

„Seine Schwester?" stieß Mama heraus, „Du bist nur seine Cousine!" Sie brach wiederum ab und fügte hastig hinzu: „Das heißt, gottlob, nur einem unsinnigen Namen nach, weil Knut ihn gesetzlich adoptirt hat, verwandt bist Du gar nicht mit ihm, was ist das für ein dummes Geschwätz!"

Ich schwieg wieder und empfand selbst, daß es albern von mir gewesen, weil Geerdt mich damals gefragt, ob ich seine Schwester sein wolle, zu glauben, er sei darum nun wirklich für alle Zeit mein Bruder geworden. Nur kam es mir sonderbar vor, wenn sein und des Onkels Biesewig Einfluß auf mich so schlecht gewesen, daß Mama mich dann fast ein Jahr lang dort in dem Hause gelassen, welches ich jetzt nicht

einmal wieder betreten durfte. Indeß wurden meine Gedanken schnell davon abgelenkt, da Mama mir jetzt die Kleider holte, welche sie für mich mitgebracht, und sie auf dem Tisch vor mir ausbreitete. Es waren ganze Anzüge mit seidenen Strümpfen und Halbstiefelchen, Spitzenjäckchen und Spitzenhöschen, gestickten Hemden und Kragen — ich hatte nie etwas Aehnliches gesehen, und zum zweiten Male seit langer Zeit kam mir der Gedanke an Helene Heidman. Auch Papa war, wie er Alles beisammen sah, ganz erstaunt und sagte: „Du mußt der Mama sehr dankbar sein, Annette; ich habe noch keine Mutter gesehen, die so viele Opfer für ihr Kind bringt, wie sie."

Nun ward Susanne gerufen und mußte mich vom Kopf bis zu den Füßen umkleiden; dann nahm Mama mich an der Hand und führte mich vor einen Spiegel. Es saß Alles, als ob es für mich gemacht sei, das kostbare Kleid von schwerer, hellgrüner Seide —

Was war das grüne Kleidchen dagegen gewesen, das Geerdt so bewundert hatte, als wir über die Haide an den Waldrand gegangen? — Geerdt, ja so — wie viel Uhr mochte es sein — —"

Susanne knixte vor mir und fragte halb zu mir, halb zu Mama gewendet, ob das gnädige Fräulein ihrer noch bedürfe?

„Nein.“ Sie knixte nochmals und ging. „Ist es nicht möglich, Gustave,“ fragte Mama, „daß Annette ebenfalls gesetzlich den Titel als Baronesse erhält? Du begreifst, daß es für mich nicht angenehm ist, sie als ‚meine Tochter, Fräulein So und so‘ vorzustellen.“

Papa zuckte die Achsel. „In der guten Gesellschaft wird Niemand die Unhöflichkeit haben, ihr unsern Titel zu versagen,“ meinte er, „das ist das Wichtigste; wer es thut, kommt nicht in Betracht und gehört von selbst nicht in unsern Kreis.“

Papa's Worte regten die Idee, die mich seit einer Stunde kaum mehr verlassen, wieder in mir an. „Darf ich denn mit Helene Heidmann umgehen, Mama?“ fragte ich.

Sie sah, in ihrer Erinnerung umhersuchend, auf mich nieder. „Helene Heidmann?“ wiederholte sie, „das ist ja wohl die Tochter des Kaufmanns in der Marienstraße? Nein, mein Kind, das ist kein Umgang für Dich — ach so, wenn ich mich nicht irre, ist der Vater kürzlich zum Kommerzienrath ernannt worden. Nun dann — man muß in kleinen Städten ein Auge zudrücken, und das Mädchen soll für ihren Stand recht fein erzogen sein, die Familie ist reich — dann verkehre mit Helene Heidmann. Du kannst sie zu

Dir einladen, die Eltern werden Dir dankbar sein, wenn Du ihnen erlaubst, daß ihre Tochter unser Haus betreten darf."

Ich griff nach meinem Hut. „Darf ich gleich hingehen, Mama?" fragte ich ungeduldig, „mit diesem Kleide?"

Mama zog ihre goldene Uhr. „Nein, es ist zu spät und schon ein Uhr vorüber, Annette; es ist höchste Zeit, daß ich Toilette zum Diner mache. Mit ihrem Kinde verfliegt einer Mutter ein Vormittag doch wie eine Minute."

Die letzten Worte hatte sie lächelnd an Papa gerichtet und eilte zur Thür. Er folgte ihr nach, ich trat an's Fenster und sah auf die Straße.

„Geerdt ist schon lange nach Hause zurück," sagte ich zu mir selbst, „er ißt jetzt zu Mittag und geht schon bald wieder zur Schule. Er wird böse auf mich sein, aber ich konnte wahrhaftig nicht. Außerdem wäre Mama böse auf mich geworden, wenn ich es gethan hätte; sie hätte mir vielleicht die schönen Kleider für meinen Ungehorsam wieder fortgenommen. Es thut mir leid, aber ich kann Geerdt ja morgen sehen. Was wird Helene Heidmann heut Nachmittag sagen? Wird sie mich noch kennen? Wird sie mich so erkennen? Ob ihre Eltern wohl zur

feinen Gesellschaft gehören und mich Baronesse nennen werden?“

Weiter rückwärts.

Helene Heidmann war sehr erstaunt, wie ich zu ihr kam, und sie sagte auch, sie freue sich sehr darüber. Eigentlich aber, ich merkte es wohl, ärgerte sie sich, und ihre Eltern ebenfalls. Diese fragten mich Allerlei, besonders über Mama und Papa, den Letzteren hießen sie immer „Dein Herr Stiefvater“ oder den Herrn Baron und Mama dagegen schlechtweg „Deine Mutter“. Manchmal, wenn ich auf eine Frage geantwortet, blickten Herr und Frau Heidmann sich mit den Augen zwinkernd an, daß ich Helene nachher fragte, ob ihre Eltern kranke Augen hätten. Sie lachte mich aber aus und versicherte, alle Leute sagten, ihr Vater sei der scharfsichtigste Spekulant an der ganzen Börse, und von ihrer Mutter wisse sie selbst nur zu gut, daß sie ihre Augen nicht nur vorn, sondern auch hinten im Kopf habe, und daß es ungeheuer schwierig sei, ihr irgend etwas heimlich aus der Speisekammer, dem Nähtisch oder Schrank fortzunehmen. Herr Heidmann war eben so kurz und dick wie seine Frau. Er hatte beständig eine Hand in der Hosentasche und eine fingerdicke Goldkette mit

unzähligen Berloquessachen über der Sammetweste. Sein Gesicht war rund und glattrasirt, besaß jedoch, da er sehr starken Bartwuchs zu bekämpfen hatte, fast immer zu zwei Drittheilen etwas bläulichen Grundton. Mit dem rechten Auge schielte er ein klein wenig, und ebenso stieß seine Zunge ein klein wenig beim Sprechen an. Wäre er nicht so reich gewesen, hätte man vielleicht gesagt, er stotterte etwas, doch so ward es als nachdenkliches Reden bezeichnet. Sein Großvater oder seine Großmutter mochten Israeliten gewesen sein, denn er trug keinen unverkennbaren jüdischen Typus, aber es lag gewissermaßen eine Atmosphäre um seine Züge und Bewegungen, welche diese ursprüngliche Abstammung dokumentirte. Mit einem Worte bildete er den vollständigsten Gegensatz, der sich denken ließ, zum Onkel-Papa und nicht weniger zu meinem verstorbenen Papa, obgleich die beiden Letzteren unter sich wiederum so verschieden wie nur möglich waren.

Frau Heidmann hatte gar nichts Jüdisches. Sie war semmelblond, und ihre Gesichtsfarbe, aus der ein paar wasserblaue, pfiffig-blöde Augen hervorsahen, hatte ein eigenthümliches, nicht recht zu bezeichnendes Gemisch von verschiedenartigen Flecken. „Mama hat ganz brandrothe Backen von Natur,“ sagte Helene

mir, „und schminkt sich deßhalb jeden Morgen weiß. Aber sie schwitzt sehr stark, und daher wird sie an warmen Tagen leicht fleckig.“

Wie ich sie zuerst sah — denn ich war früher nie bei Helene im Hause gewesen — trug Frau Heidmann ein schwarzes Seidenkleid mit breiten, fast hellgelben Längsstreifen und kam mir sehr lächerlich und gemein vor, wie ich in Gedanken Mama neben sie hinstellte.

Helene sah Beiden gar nicht ähnlich. Sie war sehr schmächtig mit schmalen, abfallenden Schultern und trug ihr dünnes, in Grau spielende Haar in einem Netz.

Ich hörte manchmal von den Leuten sagen, daß ihr Gesicht hübsch sei, konnte die Schönheit jedoch nie entdecken. Am Hals und auf der linken Hand hatte sie eine deutliche Drüsennarbe, und ihre Lippen waren fast farblos, noch häßlicher indeß, wenn sie dieselben öffnete, und die unregelmäßigen und verdorbenen Zähne zum Vorschein kamen. Sie besaß etwas von einer Puppe, die zur Weihnacht ausstaffirt worden, denn auch ihr Anzug war immer viel zu stark geputzt, um geschmackvoll zu sein. Ich gewahrte und empfand das Alles, doch Mama hatte Recht, daß man in einer kleinen Stadt nicht zu wählerisch sein dürfe.

Ich sagte also, daß Mama erlaubt habe, daß Helene mich in unserem Hause besuchen dürfe.

„S—so?" erwiederte ihr Vater, mit der Uhrkette spielend, „s--sehr verbunden, wir s—sind der Frau S—senator — Deiner Mutter, meine ich — s—sehr verbunden. In der That, die Ehre ist ganz auf uns—serer S—seite. Dein Herr S—stiefvater hat mir schon früher einigemal die Ehre erzeigt, s—sich an mich zu wenden, wenn die Leute unartig genug waren, gerade Rechnungen bei ihm zu präs—sentiren, wenn es ihm nicht gut paßte. Es paßte ihm gewöhnlich nicht gut — hahaha — das kommt bei den Herren Baronen wohl vor, und ich habe das Vergnügen noch Einiges in meinen Büchern s—stehen zu haben. Du brauchst Dich als—so nicht zu geniren, Lenchen, und kannst ordentlich zugreifen, wenn Du die Ehre haben wirst, bei der jungen Baronesse da zu Abend zu s—speisen. Hahaha! S—sag' Deinen geschätzten Eltern, der Kommerz—zienrath Heidmann und Frau ließen s--sich ihnen höflichst empfehlen, und ihre Tochter dürfte uns—ser Haus auch bes—suchen."

Mir kam allerdings, was er sagte, und noch mehr die Art und Weise, wie er es sagte, etwas seltsam vor, allein er hatte das nicht versäumt, was Papa als Kennzeichen der guten Gesellschaft aufgestellt, denn

er hatte mich „die junge Baronesse" genannt und mußte mithin doch in unsern Kreis gehören. So kehrte ich, wenn auch etwas enttäuscht über den Eindruck, den ich erregen zu müssen gedacht hatte, doch im Ganzen befriedigt nach Hause zurück. Ich dachte wohl daran, jetzt beim Onkel Biesewig und Geerdt vorzugehen, doch ihr Haus lag in einer anderen Richtung, so daß ich fürchtete, von Mama befragt zu werden, wo ich so lange geblieben sei, und deßhalb beschloß ich, am andern Mittag den Plan von heute Morgen auszuführen.

Das that ich auch, indem ich Mama sagte, daß ich wieder zu Helene gehen wolle, die mir sehr gut gefallen.

Es war Beides nicht wahr, doch ich entschuldigte mich vor mir selbst damit, daß es Nothlügen seien, die Mama oft für erlaubt erklärt hatte. Mir kam überhaupt wieder Alles, was ich früher von ihr gehört, allmälig deutlich ins Gedächtniß, und wie ich durch die Straßen ging, an Onkel Biesewig's Haus vorüber, war es mir einen Augenblick, als sei ich seit dem Tage nie mehr darin gewesen, an dem Mama mich empört zu ihm gebracht, und er mir so roh mit dem Pelzärmel über's Gesicht gefahren. Nun schlug es zwölf Uhr, ich versteckte mich hinter einer Thür

und ließ meine Mitschülerinnen erst vorbeigehen; dann sah ich Geerdt schon wie sonst oben die Straße herunterkommen. Ich wollte ihm entgegenlaufen, besann mich indeß, daß sich das eigentlich doch für mich nicht schicke, und ging ruhiger, als plötzlich sich ein Arm von hinten in den meinen hakte.

Wie ich mich verwundert umsah, war es Helene. Auch Geerdt, der uns jetzt schon ganz nahe gekommen, machte ein verwundertes Gesicht, als er mich mit Helene, die ihm völlig fremd war, Arm in Arm gehend erblickte. Das fröhliche, freudige Lachen auf seinen Lippen verschwand, er trat etwas verlegen auf uns zu, während meine Begleiterin, als sie wahrnahm, daß er uns anreden wollte, ihren burnusartigen Herbstüberwurf eleganter umzuachseln bemüht war. Dabei erzählte sie mir jedoch eifrig und unausgesetzt etwas, das ich nicht verstand und kaum hörte, sie selbst wußte, glaube ich, ebensowenig, was sie sagte, und that es nur zum Schein, als ob sie in ein wichtiges Gespräch vertieft sei.

In unserer jungen Damenwelt ist dieß Mittel, jungen Herren gegenüber ein zugleich nachlässig-vornehr[illegible] und interessantes Air zu gewinnen, heutzutage ziemlich verbraucht. Es war eben eine Mode, wie andere Moden auch. Doch wie diese erst nach lan-

gem Rundlauf aus der Großstadt sich endlich als non plus ultra der Eleganz in das abgelegene Provinzialstädtchen verlieren, so kommen schließlich von den Erwachsenen lang abgelegte und von neuen verdrängte Moden der Affektion und Koketterie auf die Kinder, welche mit ihnen als dem Superlativ feinen Benehmens fortprunken, bis endlich die heirathsfähigen Enkelinnen einmal wieder adoptiren, was die mannbar gewordenen Großmütter weggeworfen, und der interessante und wichtige Kreislauf von Neuem beginnt.

Ich hätte in dem Augenblick das neue Kleid, das ich trug, darum gegeben, wenn Helene Heidmann hundert Meilen von mir gewesen wäre. In ihrer Gegenwart konnte ich unmöglich so mit Geerdt sprechen, wie ich es immer that, denn ich fühlte, daß ihr der Spott auf den Lippen lauerte. Ich nahm deßhalb nur flüchtig seine Hand und ließ sie gleich wieder fahren.

„Ich habe gestern lange auf Dich gewartet, Anna, bist Du einen andern Weg aus der Schulegegangen?“ fragte er.

Ich wurde roth und antwortete leise: „Ja, Geerdt — ich mußte — Mama wollte, daß ich — ich bin hinten an den Gärten gegangen.“

„Gestern?“ sagte Helene, die meinen Arm nicht

losgelassen, „ich meine, Du sagtest mir, daß Du gestern so wenig in der Schule gewesen, wie heute. Ach, wie beneide ich Dich, daß Deine Eltern so vernünftig sind, Anna!“

Sie hatte an ihrem Kleide etwas zu ordnen; Geerdt sagte: „Du bist also gar nicht zur Schule gegangen?“

Ich fühlte, daß er seine Augen auf mich gerichtet hielt, und wagte nicht, meine zu ihm aufzuschlagen. „Nein,“ stotterte ich, „Mama verbot es mir — ich wäre gern —“

„Warum sagtest Du denn zuerst, daß Du hinten an den Gärten vorbei nach Hause gegangen, Anna?“

Seine Stimme klang traurig, wie er es sagte. Ich empfand es deutlich, wäre meine Begleiterin nicht zugegen gewesen, ich hätte mich nicht halten können, ihm um den Hals zu fliegen und zu bitten: „Geerdt, guter Geerdt, verzeih' mir, ich will nie wieder lügen —“

„Ei, der junge Herr examinirt Dich ja förmlich,“ sagte Helene Heidmann statt dessen mit einem schnippischen Lachen „Du hast ganz vergessen, ihn mir vorzustellen, liebe Anna.“

Sie blickte Geerdt jetzt herausfordernd gerad' in's Gesicht. Ich war verwirrt — Helene besaß offenbar viel mehr gesellschaftliche Formen als ich; es war die

Schuld des Onkels Biesewig, daß er mich darin nicht unterrichtet hatte. Was nützten mir die Dinge alle, die ich auf unsern Spaziergängen bei ihm gelernt, die man im Leben doch nicht brauchte, da ich jetzt geradezu gedemüthigt vor Helene dastand?

Andererseits freilich hatte ihre Einmischung mich der Rathlosigkeit überhoben, was ich auf Geerdt's letzte Frage antworten sollte, und ich ergriff schnell wenigstens diesen Vortheil und erwiederte:

„Kennst Du Geerdt — Geerdt Winckelmann nicht, Helene? Dann kennst Du Helene Heidmann wohl auch nicht, Geerdt?"

Die Vorstellung war etwas unceremoniös, wie ich an einem abermaligen spöttischen Lächeln auf Helenen's dünnen Lippen sah, doch sie ließ sich damit genügen, machte einen Knix und sagte, indem sie vorwärts gehend mich mit sich zog:

„Gehen Sie die Straße mit uns hinunter, Herr Winckelmann? Was ist Ihr Vater? Ich erinnere mich nicht, einen Herrn seines Namens bei meinem Vater, dem Kommerzienrath Heidmann, gesehen zu haben. Sie scheinen nicht mit einander zu verkehren."

Aus dem Augenwinkel gewahrte ich, daß Geerdt ein vollständig verdutztes Gesicht machte, dann rollte

ihm eine Thräne aus der Wimper, die er hastig mit der Hand hinauffahrend fortwischte.

„Nein, ich gehe hier die Straße hinauf," versetzte er. „Du wirst doch wohl heut noch zum Onkel kommen, Anna, wir haben gestern den ganzen Tag umsonst auf Dich gewartet. Du weißt, ich habe heut Nachmittag keine Schule —"

Er hatte meine Hand genommen und umschloß sie heftig mit der seinen; dann wandte er sich, ohne Helene Heidmann zu grüßen, ab und ging schnell in entgegengesetzter Richtung wie wir weiter.

Helene warf, als er außer Hörweite war, ihre Oberlippe mißächtlich auf. „Was für eine linkische Bekanntschaft Du da hast, Anna! Wie täppisch er vor uns stand! Ich habe nie so etwas gesehen; meine Eltern würden nicht dulden, daß ich solchen Umgang hätte, sie würden allerdings auch nicht nöthig haben, ihn mir zu verbieten. Du bist viel zu nachsichtig und vergibst Dir etwas. Wie kannst Du Dich nur auf offener Straße so zur Rede stellen lassen? Geht es ihn an, ob Du zur Schule gewesen bist, wenn Deine Mama Dir erlaubt hat, fortzubleiben? Ich will Dich mit einigen jungen Herren bekannt machen, die Dir besser gefallen sollen. Ich habe sonst gar keinen Herrenumgang als sie, denn



sie sind aus einer großen Stadt erst kürzlich hierher gezogen und wissen allein, was sich schickt, während die hiesigen sich alle wie Straßenjungen benehmen."

Helene Heidmann brachte mich plaudernd bis an unsere Hausthür; dann begleitete ich sie wieder bis zu ihrer Wohnung, und sie von dort mich nochmals bis an meine. Da nahmen wir Abschied, und sie versprach, mich am Nachmittag zu besuchen. Ich stieg sehr langsam die Treppe zum Flur hinan und dachte nach. Sie hatte wohl Recht, wenn sie sagte, daß Geerdt's Benehmen linkisch sei; es war mir auch aufgefallen. Und dann, wie konnte er mich so vor ihr blamiren und gewissermaßen zurechtsetzen, daß ich nicht ganz die Wahrheit gesagt? Was ging es in der That ihn an, wenn ich die Schule nicht besuchte? Ich war viel zu nachsichtig.

Also Helenens Eltern würden den Umgang mit ihm ebensowenig erlauben, wie meine? Es war mithin doch wohl keine Laune von Mama, sondern zu meinem Besten?

„Nein," sagte ich zu mir selbst, „es ist mir sehr recht, daß Helene sich für heut Nachmittag bei mir zum Besuch angemeldet hat. Ich habe dadurch einen genügenden Vorwand, nicht zum Onkel hinüber zu

gehen. Vielleicht bringt sie einen von den jungen Herren ihrer Bekanntschaft mit — —“

Im Ausgang.

Auf den Tag folgt die Nacht, auf den Sommer der Winter, auf gute Gedanken folgen böse. Es ist eine lange Kette mit ewig wechselnden Gliedern, die, um zu schließen, zu ihrem Beginn sich zurückrundet, denn auf das Leben folgt der Tod, auf das Sein wieder das Nichtsein, das den Anfang gemacht.

Der Winter war zur Hälfte, das Jahr ganz vorüber. Es war wieder um die Zeit, wo vor einem Jahr mein erster Papa gestorben, und ich zum Onkel Biesewig ins Haus gekommen. Manches aus der Zeit erschien mir kurz, Manches lang. Unendlich kurz kam mir die Periode vor, in der ich von Mama getrennt gewesen, als ob nur ein paar Tage, kaum eine Woche darüber hingegangen.

Ich konnte mir das einförmige, nach dem Glockenschlag geregelte Leben kaum mehr vorstellen, das ich drüben geführt. Um sechs Uhr aufgestanden, von neun bis zwölf Uhr und Nachmittags von zwei bis vier Uhr die Schule besucht, in der Morgenstunde und Mittagszwischenzeit mit Geerdt auf der Wiese oder im Garten Pflanzen und Insekten nachgespürt, gegen

Abend mit dem Onkel ins Feld oder auf die Haide gegangen, um mit dem Glockenschlag neun Uhr wieder im Bett zu liegen — ich mußte in der Erinnerung über das kindische Vergnügen lachen, das ich daran gefunden, über den Jubel, mit dem nicht Geerdt allein, sondern auch ich das häßliche Schnurren der alten Wanduhr begrüßt, das die Spaziergangsstunde verkündete. Wie anders klang in unserem Salon der silbertönige Schlag der werthvollen Uhr, die der goldgeharnischte Ritter auf marmornem Piedestal im Schilde trug! Ihr Stundenruf hatte keine Bedeutung für mich — wie anders war das Alles!

Ja, sehr lang erschien gegen jene Periode mir die Zeit, die ich schon wieder in Mama's Hause zugebracht, in der Susanne mich wieder täglich an- und auskleidete, und Helène Heidmann fast täglich zum Besuch zu mir, oder ich zu ihr kam. Helene gefiel Mama weit besser, als sie erwartet hatte. Sie sagte, dieselbe wisse sich zu benehmen, als ob ihr Vater als Kommerzienrath geboren worden sei, und ihr günstiger Einfluß auf mich sei in der kurzen Zeit schon unverkennbar. Auch die jungen Herren aus der Großstadt, Helenens Freunde, besonders Einer, Namens Hektor Kuhlmann, erregten Mama's Wohlgefallen und kamen häufig zu uns. Sie waren natürlich kleiner

von Statur, als Erwachsene, und daran konnte man ihnen keine Schuld beimessen, denn der älteste von ihnen zählte kaum zwölf Jahre, aber sonst unterschied sich ihre Toilette und ihr Benehmen durchaus nicht von dem der Herren aus der feinen Gesellschaft. Am Neujahrstage erschienen sie sogar zur Gratulation im Frack mit weißer Halsbinde und gelben Glacéhandschuhen und überreichten Mama Jeder ein äußerst werthvolles Kamelienbouquet. Wenn sie „gnädige Frau" oder „Frau Baronin" sagten, hatte es einen Klang, wie ihn kein Eingeborner in unserer Stadt nachzuahmen im Stande war. Ich mußte manchmal schamvoll daran zurückdenken, wie taktlos ich mich noch vor einem Vierteljahr benommen, als Helene mich daran zu erinnern genöthigt gewesen, daß ich ihr einen Fremden, den sie nie gesehen, nicht vorgestellt hatte. Wäre mir so etwas jetzt geschehen, ich hätte die Nacht nicht geschlafen, aber zum Glück konnte es nicht geschehen, es war völlig undenkbar.

Onkel Biesewig hatte ich seit jenem Abend nicht wieder gesehen. Im Anfang beabsichtigte ich jeden Tag, zu ihm zu gehen, doch es kam immer irgend etwas dazwischen, und wie eine Woche vergangen, fühlte ich auch, daß ich sehr undankbar gegen Mama handeln würde, wenn ich meinen Vorsatz ihrem Verbot

zum Trotz ausführte. Es war ihm ja freigestellt worden, mich in unserem Hause aufzusuchen; da er es nicht that, mußte er wohl kein besonderes Verlangen nach mir besitzen. Daß ich keinen Anlaß hatte, ein solches nach ihm bv hnn,ez ging mir außerdem mehr und mehr aus dem hervor, was Mama mir beiläufig über ihn erzählte, und beim Nachdenken kam es mir selbst genugsam zum Bewußtsein, was er an mir versündigt, und daß es entschieden seine Absicht gewesen, nur um Mama zu ärgern, ein ungeschliffenes, aller feinen Bildung entbehrendes und mit Achselzucken angesehenes Geschöpf aus mir zu machen. Besonders lebhaft und empört erinnerte ich mich der Szene an dem Januarmorgen, als Mama zu ihm gekommen, um von mir Abschied zu nehmen. Wie kleinlich, ja geradezu ordinär hatte er sich da gegen sie betragen! Ich hätte ein rohes Gefühl besitzen müssen, wenn ich das zu vergessen im Stande gewesen.

Geerdt dagegen begegnete ich ab und zu auf der Straße. Im Anfang öfter, denn jetzt im Winter, wo Schnee und Schmutz draußen lag, ging ich nicht aus, sondern fuhr höchstens in Gesellschaft, und sah ihn nur aus dem Fenster, an dem er immer, wenn er zur oder von der Schule kam, vorüberging. Ich

weiß nicht, warum er diesen weiten Umweg jetzt machte, denn seine Schule befand sich in entgegengesetzter Richtung, aber er that es und sah jedesmal zu unsern Fenstern auf. Wenn ich dann davorstand, blickte er immer so lange zurück, bis er um die Ecke war.

Einmal stolperte er dabei über einen Stein und fiel. Sein Kopf schlug hart auf das Pflaster, daß ich erschrak, und er blieb so lange liegen, daß ich mich umsah, ob Mama im Zimmer sei, und dann unwillkürlich zu ihm hinunter auf die Straße lief. Als ich kam, richteten Vorübergehende ihn auf, seine Stirn blutete stark, und er konnte den einen Arm nicht bewegen. Die Leute mußten ihn halten, und ich hörte sie sagen: „Lauft zu einem Arzt, er ist bewußtlos und stirbt uns unter den Händen!"

„O mein Gott — Geerdt — Geerdt!" schrie ich in Todesangst.

Ich hatte seine Hand gefaßt und sie mir auf die Augen gedrückt, daß ich nichts mehr sah und hörte. Doch nun sagten die Leute plötzlich: „Laßt nur, es ist nicht so schlimm, er kommt zu sich!"

Ich blickte furchtsam auf, und er hatte die Augen wieder geöffnet und lächelte mich an. Seine Augen

strahlten so freudig, daß man es ihnen ansah, er konnte nicht gefährlich verletzt sein.

„Anna — mein Schwesterchen —“ sagte er, meine Hand mit seiner zugleich mir um den Nacken legend, und sah mir unverwandt dicht in die Augen. „Es ist seine Schwester, die wird ihn nach Haus bringen, er wird hier in der Nähe wohnen,“ meinten die Leute und gingen ihres Weges.

Wir waren Beide stumm, ich weiß nicht, warum mein Herz so klopfte. „Ist es Dir ganz gut, Geerdt? Hast Du Dir wirklich nichts gethan?“ fragte ich endlich.

„Ganz gut, viel besser als vorher,“ versetzte er wunderlich; „das war ein glücklicher Fall.“

„Ja, er ist glücklich abgelaufen; aber nimm Dich in Acht, Geerdt, sieh' Dich nicht so lange um, hörst Du? Wenn Du einmal schlimm fielest —“

Er lächelte nur und sah mir immer in die Augen. „Meine Anna — mein Herzensschwesterchen —“ sagte er ab und zu.

Um die Ecke kam Einer von Helenens und meinen neuen Freunden. Ich erschrak und ließ Geerdt's Hand los. „Leb' wohl,“ flüsterte ich, „ich muß hinauf. Morgen früh will ich Acht geben, wenn Du vorbeikommst; dann gieb mir ein Zeichen, wie es Dir

geht. Ich darf nicht zu Dir, Mama hat es verboten. Aber Du kannst zu uns auf den Flur kommen, um acht Uhr ist noch Niemand in unserem Hause aufgestanden, nur ich will es thun."

Sein Lächeln nahm einen traurigen Ausdruck an, „Ich darf auch nicht zu Euch; der Onkel hat es mir ebenfalls verboten."

„Siehst Du, wie garstig der Onkel ist? Dann komm' über die Wiese in den Garten; ich will Dich dort erwarten."

Es zuckte leise um seine Lippen. „Du vergißt das goldene Gitter, Anna —" sagte er, „der Wall ist fort und die Syringen auch, ich kann nicht mehr hinein."

Der junge Herr kam immer näher. „Nun dann, wenn Du morgen vorbeigehst, Geerdt," rief ich, „leb' wohl!"

Ich eilte zum Hause zurück; Helenens Freund sah mich verwundert an, daß ich mit bloßem Kopf und ohne Mantel über die Straße ging. Dann grüßte er mit einer eleganten Verneigung, trotzdem kam er mir in dem Augenblick entsetzlich läppisch vor, daß ich seinen Gruß kaum erwiederte. Doch befiel mich jetzt die Befürchtung, Mama könne aus dem Fenster das

Ganze mit angesehen haben. Allein sie befand sich zum Glück bei der Abendtoilette, und ich athmete auf.

Wie Geerdt am nächsten Morgen vorüberging, trug er den Arm in einer Binde; doch mit dem andern machte er ein fröhliches Zeichen und nickte lächelnd, wie am Tag zuvor. Einige Tage lang stand ich am Fenster, wenn er vorüberkam; dann gerieth etwas dazwischen. Nach einer Woche gewahrte ich ihn zufällig wieder, und er trug den Arm nicht mehr in der Binde. Ich freute mich darüber und lobte mein gutes Herz, daß ich es that. „Ich mußte Antheil daran nehmen," sagte ich zu mir, „denn er ist eigentlich um meinetwillen gefallen, weil er mich sehen wollte."

Dann trat Schmutzwetter ein, und dicker Nebel lag lange Zeit auf den Straßen, daß man kaum die altmodisch-häßlichen Giebel der Häuser gegenüber unterscheiden konnte. Außerdem hatte ich viel mit Stickereien zu Weihnachtsgeschenken zu thun. So sah ich Geerdt wochenlang nicht mehr. Ich hörte nur zufällig aus der Zeitung, daß er nach Sekunda aufgerückt sei, was darin erwähnt wurde, weil er einen für die Lösung einer Aufgabe vom Magistrat ausgesetzten Preis erhalten, und um seiner besonderen Fähigkeiten willen außer der Zeit in eine höhere Klasse

versetzt worden sei, was nur in den seltensten Fällen geschehen. Papa las es vor, und Mama bemerkte dazu: „Es ist ein Glück für die gemeinen Naturen, daß sie wenigstens Verstand besitzen; sie würden sonst völlig unter die Thiere hinuntersinken.“

Ob das Folgende damit in Verbindung stand, weiß ich nicht, doch es war nur um wenige Tage später, daß ich ein Gespräch zwischen Mama und Papa belauschte, das sich um den Unterricht drehte, der mir nun doch wieder ertheilt werden müsse. Papa sagte, die Leute in der Stadt redeten darüber, daß ich weder zur Schule gehe, noch eine Lehrerin im Hause besitze, und er finde es am besten, eine Gouvernante aus der französischen Schweiz zu engagiren, damit ich zugleich meine Aussprache des Französischen perfektioniren könne, und dergestalt, wie das Sprüchwort sage, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen würden.

„Ja,“ antwortete Mama in einem merkwürdigen Ton, wie ich ihn noch nie von ihr gehört hatte, „und jung und hübsch muß sie selbstverständlich ebenfalls sein, damit auch drei Fliegen mit der Klappe geschlagen werden können, nicht wahr? Du hältst mich doch für etwas blinder, als ich bin, oder glaubst Du, daß ich eine von den Fliegen bin, die man mit einer ausgestellten Süßigkeit fängt?“

„Aber, liebe Mathilde, ich begreife nicht —“ sagte Papa; doch Mama fiel ihm ins Wort.

„Das ist auch nicht erforderlich, ich begreife dafür, und es ist eben meine Absicht, zu verhindern, daß Du etwas begreifen kannst.“

Sie hatte das in erbittertem Ton gesprochen und fügte, diesen ändernd, mit vorwurfsvoller Stimme hinzu: „Wie undankbar seid ihr Männer! Wie viel kann man euch opfern, ohne unumstößlich auf euch bauen zu können, wie ihr auf uns!“

Ob es Zufall war, daß Papa sich gerade bei den letzten Worten räusperte, weiß ich nicht; jedenfalls that er es und brachte dadurch Mama in ganz unerwarteter Weise auf's Entsetzlichste auf, denn sie fuhr empor und rief:

„Was willst Du damit sagen? Du willst mir wohl gar einen Vorwurf daraus machen, daß ich meinen ersten Gatten um Deinetwillen verlassen, Undankbarer? Um Deinetwillen, der mich nur um mein Vermögen und meine Schönheit geheirathet hat! Doch ich kann, wenn es so fortgeht, was ich habe, meiner Tochter hinterlassen, und ich werde es bald thun, denn der Gram wird mich in der Blüte meiner Jahre wegraffen —“

Mama warf sich konvulsivisch schluchzend in den

Stuhl zurück und bedeckte, wie ich durch die Thürritze sah, ihr Gesicht mit ihrem Taschentuch. Papa ging, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit spöttischem Gesicht auf und ab.

„Ich denke, ‚Frau Baronin‘ klingt doch auch sehr hübsch, Mathilde,“ erwiederte er phlegmatisch, „und wenn Frauen fast das dreißigste Jahr erreicht haben, so besitzen sie ziemlich viel Widerstandskraft und bringen weit leichter ihre Männer unter die Erde.“

„Ungeheuer! Armseliger Baron von Habenichts!“ schrie Mama, exaltirt wieder aufspringend, „wo steckest Du, wenn ich Dich nicht aus den Fäusten Deiner Gläubiger gerettet hätte?“

„Muthmaßlich im Schuldthurm,“ lächelte Papa. Er hatte sich ihr auf seiner Wanderung durch’s Zimmer wieder genähert und fügte hinzu:

„Du hast mich mißverstanden, meine liebe Mathilde, ich verstehe nicht, was Dich so in Ekstase versetzt.“

„Ich verstehe Dich jetzt sehr wohl,“ murmelte Mama; „Du denkst, ich könnte bewirken, daß Dir auch die Erbschaft von meinem tollen Bruder Knut entginge und Anna ebenfalls zugewendet würde, da es nicht scheint, daß derselbe noch einen Neffen oder

eine Nichte erhalten wird, dessen natürliche Vormundschaft Dir zufiele."

Ich sah, daß Papa auf dem Rücken seine Finger durcheinander zerrte. „Liebe Mathilde," versetzte er mit sanfter Stimme, „wir wollen den Streit, an dem ich wahrlich keine Schuld trage, enden. Anna ist Dein Kind, nicht meines, und was Du für sie am besten hältst, geschieht selbstverständlich."

„Selbstverständlich ist Anna mein Kind und nicht Deines," wiederholte Mama. Doch ihr Ton hatte sich sehr beruhigt, sie blickte zu Papa, der jetzt dicht neben ihr stand, auf und fuhr scherzend fort:

„Hätte ich Dich vor acht Jahren schon gekannt, Gustave — wer weiß —?"

„Das müßte doch vor fast zehn Jahren gewesen sein," lachte Papa, „denn Anna ist im vorigen Monat neun geworden."

Mama wurde roth. „Ja, natürlich," versetzte sie, „ich vergaß; Du Böser hattest mich ja schon daran erinnert, daß ich selbst nicht weit von den Dreißig mehr bin. Wenn man einen so schönen jungen Mann besitzt, ist es wohl verzeihlich, daß man seine Jahre gern etwas zu verkürzen sucht."

Papa küßte ihr die Hand. „Niemand würde Dich auf mehr als zwanzig schätzen."

„Schmeichler!“ Sie drohte ihm mit dem Finger — „doch ich gestehe, ein klein wenig eitel bin ich auch — schon um Deinetwillen — und das kommt hinzu, mich zu bestimmen, den Plan, den ich mit Anna gefaßt habe, auszuführen und sie bis zu ihrem sechzehnten Jahre in ein Pensionat zu thun. Man wird in der That Deine Frau nicht für unjugendlich halten, wenn sie nicht überall von einem heranwachsenden Mädchen begleitet ist. Kommt sie nach etwa sieben bis acht Jahren zurück, so ist unsere Stellung, und sind meine Ansprüche auf Beurtheilung andere. Es fällt mir natürlich unsäglich schwer, mich auf so lange Zeit von dem Kinde zu trennen, doch da ihr Bestes es erheischt, muß die Mutterliebe auch ein so schmerzliches Opfer bringen können. Ich denke eine Pension in Brüssel zu wählen; von dort wird sie als völlige Weltdame zurückkehren, um von mir dann in die Gesellschaft eingeführt, unserem Hause Ehre zu machen. Ich vermag dem Himmel nicht genug zu danken, daß er mir wenigstens dieß eine Kind und gerade eine Tochter verliehen, deren eine Mutter unseres Standes schicklicher Weise gar nicht entbehren kann.“

Ich schlich mich von der Thür fort, um nicht entdeckt zu werden, weil Mama sich auf mich zu bewegte.

Was ich vernommen, hatte meine ganze Billigung. Wie mußte Helene vor Neid zergehen, wenn sie es erfuhr, und doppelt, wenn ich zurückkam und ihr bei jedem französischen Wort, mit dem sie vor den jungen Herren paradiren wollte, den feinsten vornehmsten Accent hineinkorrigiren konnte! Wenn ich nachlässig zu bemerken vermochte: „In einer kleinen Stadt mag das sein, in der Hauptstadt, in Brüssel, macht man das so.“

War Brüssel eigentlich die Hauptstadt von Frankreich? Nein, die hieß ja Paris, von wo Mama mir die Kleider mitgebracht. Aber die Spitzen an meinen Jäckchen und die Kragen waren aus Brüssel. Es war also wohl die zweitgrößte Stadt in Frankreich.

Am Abend theilte Mama mir den mich betreffenden Theil des Gesprächs zwischen ihr und Papa mit. Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um nicht zu verrathen, daß ich Alles schon wußte. Mama betonte besonders, wie kostspielig der Unterhalt in einer vornehmen Pension für mich sei, und wie unvergeltbar ich ihr dafür zu Dank verpflichtet wäre. Ich bückte mich und küßte ihre Hand, um mich abermals nicht zu verrathen, denn mir schwebte auf der Zunge, daß sie es ja nur deßhalb thue, um selbst jünger zu erscheinen.

Nach ungefähr vierzehn Tagen traf ein Brief aus Brüssel ein, und Mama sagte, als sie ihn gelesen, es sei Alles in Ordnung, ich würde in acht Tagen abreisen, und ein weitläufiger Bekannter, der in Geschäftsangelegenheiten ebenfalls dorthin zu reisen habe, mich auf der Seereise bis zu der Brüssel am nächsten gelegenen Küstenstadt unter seine Obhut nehmen.

Ich warf sofort meinen pelzverbrämten Mantel um und eilte in die Marienstraße zu Helene, die bisher immer noch, wenn ich von Brüssel mit ihr gesprochen, nur um mich zu ärgern, leichthin erwiedert: Das seien eben Pläne, und solchen müsse man kein Gewicht beilegen. Ihr Vater habe es sich zur Lebensregel gemacht, nie von einem Geschäft zu reden, eh' es abgeschlossen und der Profit in der Tasche sei.

Athemlos kam ich bei Heidmanns an und trat mit den Worten zu Helene ins Zimmer: „Siehst Du, heut über acht Tage reise ich nach Brüssel und komme dort in die vornehmste Pension."

„Setz' Dich doch und leg' Deinen Mantel ab, Du bist ja sehr echauffirt," entgegnete sie. „Nun, ich wünsche Dir Glück dazu, es wird für Dich gewiß sehr vortheilhaft sein. Mir wäre es äußerst lästig, freilich hauptsächlich, weil es für mich zwecklos wäre. Außerdem liebe ich die Holländer nicht, sie sind so derbe."

Mir kochte vor Zorn das Blut in den Fingerspitzen.

Sie würde zehn Jahre ihres Lebens — ich hätt' meinen Kopf dafür gelassen — darum gegeben haben, wenn sie an meiner Stelle gewesen wäre, und eben weil sie es nicht war, sprach sie so gleichgültig, fast verächtlich davon, als vermöge sie ihre Kenntnisse dadurch doch nicht zu vermehren. Sie, die in demselben Athem ihre Unwissenheit — ich triumphirte innerlich — so grell und lächerlich an den Tag legte, daß sie Brüssel nach Holland versetzte.

„Du magst darin Recht haben," versetzte ich vor Aufregung zitternd, „ich liebe das holländische Volk auch nicht. Da sich Brüssel aber nicht in Holland befindet —"

„So? Und wo befindet es sich denn, wenn ich fragen darf?" fiel sie ein.

„Bekanntlich liegt es in Frankreich," fuhr ich so gleichgültig wie möglich fort; aber sie unterbrach mich wieder, indem sie hell auflachte.

„Brüssel in Frankreich! O, das ist köstlich! Es ist ein Glück, meine liebe Anna, daß Dir dieß kleine Mißgeschick einer verschwiegenen Freundin gegenüber passirt."

Nun lächelte auch ich. „Meine liebe Helene, ich

weiß allerdings, daß Deine Kenntnisse sehr umfangreich sind. Da ich jedoch erst vor einer Stunde den Brief der Madame Froissart, Vorsteherin des Pensionats, in Händen gehabt, so wirst Du mir verzeihen, wenn ich Dir sage, daß derselbe in einem so eleganten Französisch verfaßt war, wie es Dir vermuthlich noch nicht zu Gesicht gekommen ist, und es außerhalb Frankreichs schwerlich kommen wird."

Mich durchströmte eine unbeschreiblich angenehme Wärme, wie ich in so wohlgesetzter, höflicher Form diese süße Rache an dem neidischen, hochmüthigen Geschöpf genommen, doch zu meinem Erstaunen erwiederte sie, ohne ihre suffisante Miene zu verändern, in liebenswürdigstem Ton:

„Ja, bekanntlich," sie legte einen spöttischen Nachdruck auf dieß Wort, als wollte sie mir in Erinnerung rufen, daß ich es zuvor angewendet — „bekanntlich redet die gute Gesellschaft in Brüssel französisch, und eine eigenthümliche Folge davon ist, daß sie es auch schreibt —"

Eine Thür öffnete sich in diesem Augenblick, und Helenens Vater trat herein. Ich war, vor Grimm an allen Gliedern zitternd, aufgesprungen und rief ihm entgegen:

„Herr Kommerzienrath, liegt Brüssel in Frankreich oder nicht?“

„Bis jetzt nicht,“ antwortete er phlegmatisch, „aber es wäre kein schlechtes Geschäft, wenn Frankreich es sich zueignete.“

In Helenens Augen blitzte es mit stummem Hohn, ich ließ gedemüthigt mein Gesicht von ihr abgewendet durch's Zimmer schweifen. Dabei fiel es auf ein dickes, aufgeschlagen auf dem Tisch liegendes Buch, aus dem mir das Wort „Brüssel“ mit fetter Schrift entgegenleuchtete. Blitzartig empörend schoß es mir durch den Kopf: Die abgefeimte Heuchlerin hatte es gerade gelesen, als ich kam, und es eine halbe Stunde vorher selbst nicht gewußt. Meine Miene mußte den Aerger über diese Entdeckung verrathen, denn nun sagte Helene hämisch:

„Es ist doch recht gut, wenn man eine Schule besucht, wäre es auch nur, um gelegentlich Anmaßungen entgegentreten zu können und zu wissen, daß Brüssel in Holland liegt.“

„Das thut es freilich eben s—so wenig,“ wiederholte ihr Vater trocken, s—sondern es ist die Hauptstadt von Belgien.“

Jetzt lachte ich laut, während Helene mit dunkelrothem Gesicht aufsprang und unvorsichtig die Quelle,

aus der ihre sehr junge Kenntniß geflossen, verrathend und auf das Buch deutend sagte: „Aber es steht doch hier gedruckt, Papa —“

Der Kommerzienrath nahm mit einer geringschätzigen Geste den Band und erwiederte: „Das ist eine alte Ausgabe, die keinen Werth mehr hat; damals gab es noch kein Belgien. Du kannst's bei einem Trödler verkaufen, Lenchen, und behalten, was er Dir für's Papier gibt. Ach Gott, es gibt manche Papiere, die man ehedem auf baares S—silber geschätzt, mit denen es Einem ebens—so geht. Habe noch ein halbes Dutzend s—solcher Blättchen mit der freiherrlichen Unterschrift Ihres Herrn Stiefvaters, junges Fräulein. Ich bin ein honetter Mann, und s—setze nicht s—so leicht Jemanden in Verlegenheit, eh — eh Belgien sich von Holland wieder trennt und Holland wieder in Noth kommt. Ist kein schlechter Witz, der mir da über die Zunge gefahren, wenn S—sie ihn auch nicht verstehen. Also in die Pens—sion nach Brüss—sel geht's? Gratulire. Die Frau Mama macht ein gutes Geschäft dabei mit dreißig Jahren und steckt den Profit baar in die Tasche. Empfehlen S—sie mich zu Haus—se.“

Helene und ich hatten uns, während er sprach, stumm mit den Augen gemessen. Jetzt stand ich auf und sagte:

„Ich werde wohl kaum mehr Zeit finden, meinen Besuch zu wiederholen. Du begreifst, daß ich entsetzlich viel zu thun habe, wenn ich in acht Tagen reisen soll.“

„Natürlich,“ entgegnete sie, „und ich würde es mir nicht verzeihen, Dich darin zu stören. Außerdem leide ich an Migräne seit einigen Tagen, und der Arzt hat mir verboten auszugehen. Du wirst mich also entschuldigen.“

„Gewiß, ich würde mir die heftigsten Vorwürfe machen, wenn ich den Anlaß zu einer Verschlimmerung Deines Leidens gegeben.“

Wir küßten uns mit den Spitzen der Lippen, ich machte vor Herrn Heidmann einen Knix und ging, Wuth im Herzen. Ich war seelenfroh, aus der Stadt fortzukommen, in der mir im Grunde Alles zuwider war, und beschäftigte mich nur mit dem Gedanken, was ich mitnehmen wolle. Dabei blickte ich, kaum nach Hause gelangt, aus dem Fenster und sah Helene Heidmann drunten eilig vorüber gehen. Am andern Tage erfuhr ich zufällig, daß alle jungen Herren unserer gemeinsamen Bekanntschaft sehr darüber gelacht hatten, daß ich nach Brüssel zu reisen beabsichtige und gemeint, es liege in Frankreich. Daß Helene behauptet, es wäre in Holland, davon wußten sie

natürlich kein Wort. Sollte ich sie aufsuchen und es ihnen sagen? Nein, es war nicht der Mühe werth.

Was war überhaupt der Mühe werth? Ich dachte herum, mir kam Alles recht jämmerlich vor, und ich seufzte: Wäre ich nur erst fort. War ich die Erste in unserem Kreise, wie es mir zukam? Ueberall wollte der Neid und Aerger es nicht zugestehen, suchte mich herabzusetzen, zu lügen. Das Lügen war doch abscheulich, und das war an Geerdt doch hübsch gewesen, daß er immer die Wahrheit sagte.

Geerdt —?

Sollte ich von ihm Abschied nehmen? Ich vergaß es über meiner Beschäftigung, wieder daran zu denken. Da fiel mir beim Umhersuchen in einer Ecke etwas in die Hand.

Es hatte vergessen lange da gelegen und war dick bestäubt, eine Figurengruppe aus gelblicher Masse, ein Knabe, der ein Mädchen auf dem Arm trug. Darunter stand eingeritzt: „Geerdt“ und „Anna.“

Ich betrachtete es lange, dann packte ich es sorgfältig ein und dachte: „Ja, ich muß es Geerdt doch sagen, daß ich ganz von hier fortgehe.“ Mit einem Bleistift schrieb ich es gleich auf ein Blatt Papier, wartete am Fenster, bis er vorüberkam, und warf es ihm unbemerkt hinunter. Er solle am andern Nach-

mittag — es war der letzte vor meiner Abreise — über die Wiese an den Garten kommen, stand darauf.

Er las das Blatt gleich, wie er es in der Hand hielt, und starrte sprachlos zu mir herauf. Dann machte er eine bejahende Bewegung und ging abgewendet langsam weiter.

Der nächste Tag war ein klarer Wintertag, und der Boden fest gefroren. Um die verabredete Stunde lief ich über den Holzplatz in den Garten. Ich hatte ihn, um der Jahreszeit willen, noch nie betreten, seitdem Mama wieder zurückgekommen, und sah bewundernd auf das massive, vornehmblickende Steingebäude, das an die Stelle des kleinen Borkenhäuschens gesetzt worden. Dahinter kamen abgerundete Rasenanlagen mit Sockeln für große Statuen; man sah gerade über den Springbrunnen bis an die Thür des goldenen Gitters weg und dadurch hin auf die Wiese. Da stand Geerdt schon und wartete auf mich. Wie ich näher kam, bemerkte ich, daß er eigenthümlich aussah, als ob er viel geweint hätte. Seine Augen waren roth, und es standen noch Thränen darin.

„Ist es wirklich wahr, Anna? Anna, gehst Du fort?“ fragte er heftig, nach meiner Hand fassend und sie durch's Gitter zu sich hinüber ziehend.

Ich nickte, ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

„Der Onkel sagt, das sei das Allerschlimmste,“ fuhr er fort, „eine solche Pension sei Dein sicherstes Verderben. Er ist — ich habe ihn nie so gesehen — er hat geweint, wie er es hörte.“

„Ja, er möchte wohl, daß ich, so lang ich lebe, immer blamirt vor Helene Heidmann dastehen sollte. O, was der Onkel aus mir machen möchte, weiß ich genau, Du brauchst es mir nicht erst zu erzählen. Alle Welt lachte über mich —“

Mir kamen bei der Erinnerung vor Aerger ebenfalls Thränen in die Augen.

„Jetzt haben wir Dich verloren, ganz verloren, Anna,“ schluchzte Geerdt. „Sieh', Du bist wie die Syringen, die hier standen, nun ist ein goldenes Gitter da, liegt zwischen uns, und ich kann nur noch von ihrem Dufte träumen, aber sie nirgend mehr auf Erden wiederfinden. Weißt Du es noch, wie wir kamen, und Du auch weintest, daß das Alles anders war?“

Ich sah es plötzlich, über meinen Rücken lief es, wie ein Zauber kam es durch die Luft und baute sich auf und blühte und duftete. Der Goldregen flammte, die Syringen hingen schwerwogend über den Wall, mir war's, als fasse mich ein Schwindel und ich falle hinunter.

„Halte mich, Geerdt —"

Er hielt mich mit beiden Händen. „Ich weiß es, und ich vergesse es nie, Geerdt. Küsse mich, Geerdt, zum Gedächtniß, daß ich es gesagt. Susanne kommt dort oben und sucht mich, ich muß fort, daß sie Dich nicht sieht. Leb' wohl und vergiß Deine Schwester auch nicht, Geerdt — o, leb' wohl!"

Ich fühlte das kalte Gitter zwischen uns, aber auch seine warmen, lieben Lippen und seine Thränen, die mir die Stirne kühl feuchteten. Dann war er fort, doch nur von der Thür fort, er stand am Ende des Gitters, wo er nicht gesehen werden konnte, und blickte mir nach.

Ich ging, mich noch ein paar Mal umwendend und ihm mit der Hand zurückwinkend, den Garten hinauf. Wo war Susanne geblieben? Sie hatte vielleicht gar nicht die Absicht gehabt, mich zu suchen, und mich gar nicht gesehen, so daß ich ruhig noch bei Geerdt hätte bleiben können.

Nein, es war doch gut, daß ich gegangen. Wie ich an dem neuen Gartenhause vorüberkam und zufällig aufsah, gewahrte ich plötzlich Papa in einem Zimmer desselben. Er trat zwar gleich zurück, allein ich erkannte ihn deutlich. Von dem Fenster aus konnte

er jedenfalls Geerdt am Gitter und mich mit ihm reden gesehen haben. Hatte er es gethan?

Ehe ich mir die Frage beantwortet, hörte ich auch Mama's Stimme plötzlich. Sie kam über den Holzplatz und rief heftig: „Susanne!“ Dann erblickte ich Mama selbst, sie mußte in Aufregung sein, denn sie lief, was sie fast niemals that, und eilte direkt auf das Gartenhaus zu. Ich folgte ihr neugierig nach. „Ah, Du bist hier, Gustave,“ hörte ich sie nach einigen Augenblicken mit merkwürdiger Betonung sagen:

„Ja, liebe Mathilde,“ antwortete Papa, „ich beabsichtigte, mir die hübschen Räumlichkeiten hier anzusehen.“

„In der That, eine sehr verlockende Beschäftigung in den leeren Zimmern mitten im Winter, wo sogar die Bedienung fehlt,“ versetzte Mama spöttisch, während sie zusammen heraustraten, „Ich halte es doch für gefährlich, dieß unbewohnte Gebäude so offen stehen zu lassen, und glaube, es dürfte besser sein, wenn ich den Schlüssel an mich nehme.“

Sie drehte, wie sie es sagte, den Schlüssel in der Thür um und steckte ihn in ihre Tasche. Papa entgegnete gleichgültig: „Wie Du willst, ich wüßte freilich nicht, was uns darin gestohlen werden könnte, da nichts darin ist.“

„Einerlei, man muß Dieben keine Gelegenheit geben," bemerkte Mama, wie mir schien, etwas unlogisch. Sie gewahrte mich in diesem Moment und fragte schnell: „Hast Du Susanne vielleicht gesehen, Anna?"

Ich sah sie an, und zugleich sah ich Papa, der hinter ihr stand und, den Kopf schüttelnd, auf die Gitterthüre deutete, wo ich mit Geerdt gestanden. Er hatte mich also doch erblickt, wollte indeß, wie ich instinktiv begriff, mich Mama nicht verrathen, wenn ich auf ihre Frage nein sagen würde. Das war offenbar sehr liebevoll von ihm und verdiente wohl, daß ich ihm den Gefallen wieder that, ohne zu verstehen, warum es ein Gefallen für ihn sei. Nur mußte ich mir auf die Lippen beißen, um nicht zu lachen, als ich auf Mama's Frage mit „nein, Mama" antwortete, weil es mir zu komisch vorkam, daß ich an dieser vorüber gerade in dem Augenblick Susanne wieder gewahrte, die sich in einer Ecke des Gartens zwischen einigen vom Bau bei Seite gestellten Brettern zusammen gekauert hatte und mir mit rothem Gesicht ebenfalls kopfschüttelnde Zeichen zumachte.

„So?" versetzte Mama mit befriedigterer Stimme, „ich dachte, daß sie vielleicht etwas im Garten gesucht habe, weil ich sie über den Hof gehen sah.

Sie hat möglicherweise nur vom Holzplatz einen Klotz geholt."

Sie blickte sich noch einmal, ohne Susanne, die sich platt auf den Boden gelegt haben mußte, zu entdecken, um, und wir gingen zum Hause hinauf. Als wir ins Zimmer traten, stand — wer beschreibt mein Erstaunen — Onkel Biesewig am Fenster.

Auch Mama war eine Weile stumm vor Ueberraschung. „Eine seltene Ehre," sagte sie endlich.

Der Onkel sah kummervoll aus. „Es ist mir schwer geworden, Dein Haus zu betreten, Mathilde," sprach er nach einer Pause, „aber ich bin gekommen, um Dich zu fragen, ob es wirklich Dein Entschluß ist, Anna in eine französische Pension zu begeben, und um Deiner Eitelkeit willen den vollständigen geistigen und moralischen Ruin Deines Kindes herbeizuführen? Du weißt, das muß sehr, unsagbar verderblich sein, was ich für schlimmer als den Aufenthalt in Deinem Hause, und als die Erziehung, welche sie bei Dir genießt, halte."

Wie konnte der Onkel es nur auch wissen, daß Mama es im Grunde nur aus Eitelkeit that? Ich sah gespannt auf die letztere. Sie erwiederte:

„Ich glaube, die Verfügung über meine Tochter

steht gesetzlich mir zu. Wenn Du nur gekommen bist, um mich auf's Neue in der alten Weise zu beleidigen, so —"

Sie machte eine vornehme Handbewegung nach der Thür.

„Gut," versetzte der Onkel, „ich konnte es nicht anders erwarten, als daß Du Deine Bemühungen, aus Deiner Tochter einen Affen und eine vollständig verdorbene Kreatur zu machen, hartnäckig verfolgen und jedes Mittel, das sich dazu darböte, in Anwendung bringen würdest. Ich habe mit Dir nicht weiter zu reden und frage deßhalb Dich, Anna, ob Du freiwillig in die Pension gehst, oder ob Deine Mutter Dich dazu zwingt? Willst Du nicht in diese elende Affenanstalt, Anna — willst Du lieber —" die Stimme des Onkels fing sonderbar an zu zittern — „willst Du lieber wieder mit mir und mit Geerdt leben, wie Du es gethan, Anna — mit uns im Felde, auf der Haide, im Walde sein — zur Freude der Menschen, Dir zum Glück aufwachsen, Anna — willst Du wieder zu uns kommen, Anna, so sage es ohne Furcht, denn ich werde mich nicht scheuen, dann gesetzlich zu bewirken, daß Du anderer Obhut anvertraut und den Händen Deiner verworfenen

Mutter — die kein Recht auf den Namen hat — entrissen wirst."

Mama erbleichte bei den letzten Worten. „Kein Recht —?" stotterte sie.

Ich aber erkannte zum ersten Mal wieder, seitdem ich in unser Haus zurückgekommen, deutlich die boshafte Absicht des Onkels, der es mir nicht gönnte, daß ich nach Brüssel kommen und über Helene Heidmann und ihren Kreis triumphiren sollte, der mich einen Affen nannte und mir alle die Titel wieder gab, mit denen er mich früher gekränkt, der mir damals in der Nacht, als mein erster Papa gestorben — o wie genau klang es mir ins Ohr — mit harter Stimme gesagt, daß er mich nicht lieb habe, daß kein Mensch mich je lieb haben werde — ja, jetzt erkannte ich ihn deutlich wieder, und meine Lippe fand auch den alten bezeichnenden Titel wieder, den ich ihm vordem gegeben, und ich rief, mich halb hinter Mama verbergend, zornig:

„Ja, ich will nach Brüssel, ich will gern überall hin, wo ich nur nicht mit Dir zusammen bin, denn ich will Alles, nur nicht zu Dir, Du boshafter, garstiger Onkel Bösewicht — —"

Stiller Strom.

Geerdt.

Wissen auch Andere nachher so wenig von den Jahren, welche den Uebergang vom Knabenalter zur Selbstständigkeit bilden?

Meine Kindheit liegt vor mir, wie eine Quelle. Ich sehe jede Biegung derselben, jedes Plätzchen, fast jeden Halm, an dem sie vorüberströmt. Manche freudlose, trübe Stelle fand sich darunter, doch mit den sonnigen, lieblichen zugleich blieb sie mir treu im Gedächtniß. Dann beginnt eine lange, einförmige Ebene. Schnurgerade erstreckt das Wasser sich in ihr vom Anfang bis zum Ende; der Strom geht wohl in der Tiefe fort, denn er muß ja rastlos dem Meer entgegen. Aber wie ich zurückblicke, scheint mir die Fläche so still, so unbewegt, als wäre die lebendig treibende Kraft in ihr erstorben.

Man lernt viel auf einer gelehrten Schule, und wenn man treulich aufmerkt, ist man sogar im Stande, die Weisheit, die man eben geschöpft, weiter zu tragen, d. h. sie wieder ebenso in Andere, noch leere Köpfe hineinzufüllen. Die Einen sagen, das sei ein herrlicher und segensreicher Beruf; Andere nennen es eine mühselige und undankbare Arbeit. Die Ersten sagen

wiederum, es bringe Befriedigung, die Zweiten, es bringe Geld.

Ich glaube, es mag Befriedigung bringen, wenn man das Geld nicht braucht, das es bringt. Oder wenn man dieß Geld zu irgend einem andern Zweck verdienen will, als um essen, trinken, wohnen, sich kleiden, leben zu können.

Ich weiß es in dem grauen Gemenge der Tage und Monate nicht anders zu bezeichnen, als daß es ungefähr ein Jahr, nachdem Anna in die Pension nach Brüssel gekommen, war, daß der Onkel mir wieder Rechenschaft über den Stand meines kleinen Vermögens ablegte. Wie er es zwei Jahre zuvor gethan, hatte ich wenig davon begriffen; jetzt dagegen erschrak ich, wie die Summe zusammengeschmolzen. Der Onkel mochte es bemerken, denn er sagte trocken, indem er mir ein Papier hinüberreichte: „Rechne die Zahlen nach, man muß sich stets nur auf sich selbst verlassen.“

Ich that, als ob ich rechnete, doch die Ziffern flimmerten mir vor den Augen, meine Gedanken waren anderswo. Endlich, da ich bemerkte, daß seine Blicke forschend auf mir hafteten, sagte ich mechanisch: „Es ist ganz richtig.“

„So unterschreibe das Blatt nur, daß es als Quit-

tung dienen kann,“ begann der Onkel gleichgültig wieder.

Ich schrieb: „Gerhard Winckelmann,“ er fuhr fort:

„Vom nächsten Monat an wirst Du, wie ich mit dem Rektor des Gymnasiums abgemacht habe, einigen Knaben lateinischen Privatunterricht geben können, der Dir bezahlt wird. Du ersparst Dir dadurch etwas für den Beginn Deiner Universitätsstudien, so daß Du Dich in der fremden Stadt erst mit den Verhältnissen vertraut zu machen im Stande bist, ehe die Nothwendigkeit Dich zwingt, dort am ersten Tag für Deinen Unterhalt zu sorgen. Ich zwinge Dich natürlich nicht dazu, ich rathe es Dir nur. Willst Du diese Privatstunden an die Stelle des anatomischen Unterrichts, den ich Dir Abends bis jetzt ertheilt habe, treten lassen und den Letzteren dafür aufgeben, so steht Dir auch das frei. Ich habe Deinem Vater das Versprechen geleistet, Dich nach moralischen Grundsätzen zu erziehen und Sorge für Deinen Fleiß zu tragen, bis Du die Schule absolvirt hast; alles Andere ist Deine eigene Sache und ruht in Deinem Belieben. Deine Fortschritte sind bis jetzt lobenswerth und für Dich ersprießlich gewesen, denn wenn Du so fortfährst, wirst Du in zwei Jahren, statt, wie berechnet war, in dritthalb zur Universität abgehen. Du hast ein hal-

des Jahr übersprungen, das Dir nicht nur geistig, sondern auch pekuniär zugute kommt, indem Du dadurch einen Rest Deines Kapitals übrig behalten wirst, den Du sonst in meinem Hause für Kost, Kleidung und Schulgeld verbraucht hättest."

Was dachte ich, während er mir ruhig, mit gleichmäßigem Ton diese Auseinandersetzungen machte? Es war eine seltsame, kindische Gedankenverbindung, die mich überkam. Ich dachte eines Nachmittags vor Jahren, an dem ich in Tertia ein lateinisches Sprüchwort analysiren mußte, und ich hörte meine eigene Stimme, wie ich sagte:

„Tempora — Substantiv; mutantur — Verbum; et — Konjunktion; nos — Pronomen; mutamur — wieder Verbum — —"

„Gut, nun übersetze," gebot der Lehrer. Ich that es: „Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns mit ihnen."

„Gut," sagte der Lehrer wieder, „ist noch Einer in der Klasse, der es nicht begriffen hat? Dann können wir weiter gehen."

Hatte ich es damals begriffen? Mir war es plötzlich, als ob ich es erst jetzt, erst in diesem Augenblick verstanden. Ja, die Zeiten änderten sich, und wir uns mit ihnen, der alte Poet hatte Recht. Wie oft

hatte ich, als der Onkel mir zuerst gesagt, daß ich, sobald ich die Schule verlassen, für mich selbst sorgen müsse, nicht mit Bangen, nicht bekümmert, sondern freudig daran gedacht. Wenn etwas aus mir geworden, wenn ich das Geld, das man in der Welt einmal brauchte und nur mit Mühe und Arbeit erwarb, mein nannte — wenn ich dann stolz und glücklich vor Anna hintreten konnte und sagen: „Das hat Geerdt Winckelmann, der Handwerkerssohn, aus eigener Kraft, durch sich selbst der Welt abgerungen, für sich — und auch für Dich, Anna. Nimm es, Anna, es ist Dein, denn ich habe immer ja nur an Dich gedacht, wie ich es erwarb. Es ist Dein, denn ohne Dich hätte ich es nicht, und hätte es keinen Werth für mich. Nimm es, Anna, und kein Mensch hat Dir mehr zu befehlen, daß Du nicht mit Geerdt zusammen sein, bei ihm bleiben, immer, immer bei ihm bleiben sollst."

Ja, die Zeiten änderten sich, und wir uns mit ihnen. Wozu das Alles jetzt, die Privatstunden, das Geld, das man mir dafür bezahlen würde, der anatomische Unterricht, das übersprungene Semester und seine pekuniären Vortheile? Langsam mochte in der Tiefe der Strom vorwärts gehen, doch die Fläche, die ich auf der langen, einförmigen Strecke nur sehen

konnte, war so still, so farblos, so träg, als sei alle lebendige Kraft in ihr erstorben.

Auch der Onkel hatte sich mit den Zeiten geändert. Nein, nicht mit der mälig fortschreitenden Zeit, mit einer bestimmten, mit einem Tage, einer Stunde. Er war anders geworden seit dem Nachmittag, als er zum ersten und letzten Male wieder drüben im Hause seiner Schwester gewesen, körperlich und geistig anders. Es war, als ob ihn dort ein Zauberwort getroffen, wie aus den Märchen, in denen eine böse Fee mit einem geheimnißvollen Worte die Kraft eines Menschen bricht und ihn verwandelt. Er kam zurück und setzte sich lautlos in seinen Sessel. So blieb er sitzen, stundenlang und that nichts — was ich noch nie bei ihm gesehen und für völlig unmöglich gehalten. Er saß noch immer unbeweglich da, als es tief dunkel geworden war, bis die Magd ängstlich es wagte, ohne daß er gerufen, die Lampe zu bringen. Da sah er wie geistesabwesend auf und fragte leise:

„Ist Anna schon zu Bett?“

Die Alte blickte ihn verwundert an und wiederholte fragend: „Anna —?“

„Dann laßt sie schlafen,“ winkte er behutsam mit der Hand, „sorgt, daß sie nicht aufwacht — laßt sie

lange schlafen, immerfort schlafen, daß sie nicht aufwacht!"

Am Abend jenes Tages rief er mich plötzlich noch spät zu sich an seinen Schreibtisch. Er hatte ein Dokument vor sich liegen, das er geöffnet, und woran er Einiges so eben abgeändert.

„Das ist mein Testament, in welchem ich meine Nichte Anna Bolten zur Universalerbin meiner Hinterlassenschaft eingesetzt habe," sagte er. „Sieh' her, Gerhard Winckelmann, ich lege es in dieses Schubfach meines Schreibtisches, dessen Schlüssel ich immer bei mir trage. Du wirst also wissen, wo es zu finden, wenn ich einmal ohne vorhergehende Anzeichen stürbe."

„Onkel, was sagst Du?" rief ich entsetzt.

„Ich sage nur, daß man niemals am Morgen weiß, was am Abend geschehen kann, und daß es deßhalb gut ist, sich vorzusehen. Du brauchst darum noch nicht besorgt zu sein, ich habe erfahren, daß die menschliche Natur viel zu ertragen im Stande ist, mehr, als man manchmal für möglich hält. Das ist ein Rest von Jugendsentimentalität, man muß dankbar sein, daß man ihn los wird. Es ist spät, geh' zu Bett, Geerdt."

Ich ging, er rief mich noch einmal zurück und fragte: „Machst Du noch immer im Stillen Verse?"

Ich ward roth und antwortete nicht gleich. „Sei unbesorgt, ich tadle Dich nicht darum,“ fuhr er mit einem bittern Lächeln fort, „im Gegentheil, es mag wohl eine heilsame Naturanlage sein, die angeborene Thorheit so frühzeitig wie möglich aus der Seele los zu werden. Bewahre Deine Verse auf, mein Junge, es wird ein Tag kommen, wo Du sie als Medizin benutzen kannst, die um so besser wirkt, je bitterer die süßen Reime dann schmecken. Ein Arzt muß jedes Mittel verwenden, besonders an sich selbst. Nun geh' und schlafe, damit Du morgen wieder arbeiten kannst. Alles Andere ist Krankheit und Lüge. Hüte Dich, daß man Dich nicht belügt — ich meine, daß Du Dich nicht selbst belügst, das Leben ist zu kurz oder zu lang dazu, wie Du willst. Einmal geschieht es doch, aber läßt Du es zum zweiten Mal geschehen, so ist es ein Zeichen, daß Dein Gehirn schwach ist, und Du verdienst es nicht anders. — Gute Nacht!“

Mich däuchte am andern Morgen, als ginge der Onkel weniger aufrecht als sonst, als halte er die Lippen fester zusammengeschlossen wie früher. Jedenfalls war er einsylbiger geworden; nur wenn er mit mir über die Wissenschaft, die auch die meinige werden sollte, sprach, ward er beredt wie vordem. In der Stadt hieß es, er werde mit den Jahren immer

wunderlicher, wie es vorauszusehen gewesen. In dringender Noth wandte man sich immer wieder an ihn, doch bei leichteren Fällen ließen viele seiner früheren Patienten sich von anderen Aerzten behandeln, weil sie seine sarkastische Zunge fürchteten. Ich selbst konnte ihnen mehr und mehr im Stillen nicht Unrecht geben. Auch die alte Magd, die fast seit einem Vierteljahrhundert ihm den Haushalt geführt, verließ ihn, weil sie seine Grillen und Launen, wie sie sagte, die sich täglich steigerten, nicht mehr ertragen könne. Das Leben im Hause war freudlos geworden; es bestand aus Arbeit und Strenge, wie ich sie früher nicht gekannt. Und obgleich die Strenge des Onkels eben so wortkarg war, wie alles Uebrige an ihm, so fürchtete ich doch sein jetziges Achselzucken, seinen stumm verweisenden Blick weit mehr, als in früherer Zeit eine strafende Rede, die stets von mahnenden Gedanken begleitet gewesen, aus denen Sorgfalt und Güte hervorleuchteten.

Drei Jahre — endlose Jahre, mit dem träg dahinschleichenden Strom in der Tiefe. Es ward Sommer und Winter, die Syringen blühten und welkten ab. Ich rückte von Bank zu Bank dem Katheder des Lehrers näher; nun saß ich auf der vordersten, nun wieder auf der letzten. Doch trotzdem lag ein Fort-

schritt darin, und der Strom hatte sich vorwärts bewegt, denn es war in einem andern Zimmer, und ich war nach Prima gekommen. Ich machte lateinische Hexameter und sogar griechische; der gelehrte Rektor lobte sie und sagte, ich besäße ein feines metrisches Gefühl, und es sei Schade, daß so treffliche Anlagen, die mich zu einer philologischen Leuchte bestimmten, zu nichts weiter benutzt werden sollten, als für eine so untergeordnete Wissenschaft, wenn man die Medizin überhaupt so benennen könne. Sobald ich am Nachmittag die Schule verließ, verwandelte sich um mich die Form, doch nicht der Inhalt. Von den Oden des Horaz stieg ich wieder zu den versifizirten Genusregeln des Buttmann hinunter; wenn ich zurückdenke, summt es mir eintönig wie eine Fliege im Ohr: „sum — sumus — sunt.“ Was heißt: amare? „Lieben.“ Und auf griechisch? „φιλεῖν.“

Manchmal fiel ein Streif der Sommersonne dabei ins Zimmer, und meine Gedanken wanderten auf ihm fort, weit hinaus, ich wußte nicht wohin. Mir war's wohl plötzlich, als falle der Strahl auf einen Rand mit hohen Baumstämmen und zwischen ihnen tief in den Wald. Davor aber glänzte es wie Gold, traumhaft, märchenhaft —

„Amo — ich liebe — amas — Du liebst —“

konjugirte mein Schüler pflichtgetreu weiter, und ich fuhr, an meine eigene Pflicht erinnert, zusammen. Es schien mir oft unbegreiflich, daß die Eltern sich mit den Fortschritten, welche ihre Kinder bei mir gemacht, sehr befriedigt erklärten, doch es mußte wohl so sein, denn diese bestanden die Prüfungen und wurden in die Gymnasialklassen aufgenommen, zu denen ich sie vorbereiten sollte. Dann sagte der gelehrte Rektor wieder, es sei jammerschade, ich besäße auch pädagogisches Talent. Er nahm so sehr Interesse an der Sache, daß er sogar zum Onkel ging und es diesem wiederholte, um ihn zu bestimmen, daß ich meine Carrière ändern solle. Aber der Onkel lachte bitter: „Herr Professor, die Ganglien im Gehirn lassen sich nicht umstimmen. Es sind Schubfächer, in die sich allerlei Sinn und Unsinn hineinpfropfen läßt, allein der ist ein Narr, der glaubt, daß er aus schlechten gute, aus bösartig angelegten edle machen könne. Wenden Sie Ihre Pädagogik bei Hunden und Katzen an, mein lieber Professor, und ich zweifle nicht, daß Sie sehr erfreuliche Resultate erzielen werden, aber lassen Sie mir Ihre Narretei bei Kindern. Das sind recht hübsche Eigenschaften, die Sie bei meinem Pflegesohn entdeckt haben, doch ich — ich weiß, andere Leute haben diese auch schon zu besitzen geglaubt, und

sich recht erbärmlich damit betrogen. Sie sollten in der Schule mehr Nachdruck auf die Physik legen, lieber Professor, auf das Physische —"

Der gelehrte Mann kam nicht wieder, und der Ruf des Onkels in der Stadt stieg nicht durch diese Unterredung. Ich hörte sogar, daß man mich vielfach bedauerte; wir waren zwei Wagschalen: je mehr der Rektor überall, sittlicher Entrüstung voll, die des Onkels herabdrückte, um so mehr hob er die meine. Auch die Hartherzigkeit des Ersteren, daß er, sobald ich zur Universität abginge, mit keinem Groschen mehr mich unterstützen wolle, wurde Tagesgespräch, und der Rektor eröffnete mir vertraulich, daß, falls ich meinen Plan ändern und mich der Philologie zuwenden würde, er für so ausreichende Stipendien Sorge tragen wolle, daß ich meine Studien, ohne zu zeitraubendem Unterrichtgeben genöthigt zu sein, vollenden könne.

Wenn es eine andere Brodwissenschaft gewesen wäre, die er mir vorgeschlagen, hätte ich es vielleicht gethan; doch gegen diese besaß ich einen unüberwindlichen Widerwillen. Es erschien mir immer, als ob die Philologen nur dazu in der Welt seien, um möglichst frühzeitig dem jugendlichen Gemüth einen christlichen Abscheu vor der heidnischen Hinterlassenschaft Griechenlands und Roms einzuflößen. Sie kamen mir

wie garstige Maden vor, die an den schönen todten Marmorleibern des Alterthums herumkrochen und sich mit gefräßigem Maulwerk in ihre Glieder hineinbohrten, um von ihnen ihr Leben zu fristen und sie Jedem, der eine reine, poesievolle Freude an den herrlichen Gestalten gehabt hätte, häßlich, durch tausend Wurmlöcher zu entstellen. Die Philologie mag eine der Menschheit nützliche Beschäftigung umschließen, doch fast alle Philologen, welche ich kennen gelernt, waren nicht geeignet, diese Muthmaßung, sondern nur die obige bildliche Vorstellung in mir zu erwecken.

So blieb ich bei der Medizin und setzte die anatomischen, physikalischen und chemischen Unterrichtsstunden, die der Onkel mir Abends ertheilte, fort. Von den gemeinschaftlichen Spaziergängen, die wir früher täglich gemacht, war nicht mehr die Rede. Der Onkel ging selten mehr ohne bestimmten Anlaß aus, und wenn er es that, war er eben so schweigsam, wie im Hause; an den Gegenständen, die ihn einst überall interessirt, die er Anna und mir genannt, gedeutet, erklärt, schritt er gleichgültig vorüber, so daß ich es vorzog, ihn nicht zu begleiten, sondern mit meinen Gedanken allein zu sein.

Als ich zum ersten Mal den klingenden Lohn für

meine Privatstunden eingeerntet — es waren wenige Thaler — brachte ich sie ihm. Einen Augenblick fühlte ich die Strömung des Lebens wieder rascher in mir wogen und kam freudig erregt nach Hause.

„Bitte, Onkel, willst Du mir sie aufbewahren?“ sagte ich, die Geldstücke nicht ohne Stolz auf den Tisch hinzählend; „das ist ein Anfang.“

Doch er blickte kaum darauf hin. „Wenn Du es wünschest,“ erwiederte er, „doch ich habe kein Recht, es zu verlangen. Du hast sie Dir verdient; wenn Du sie früher, und wofür Du sie ausgeben willst, geht mich nichts an. Ich lege sie in diese Schublade, aus der Du sie jederzeit wieder nehmen kannst.“

Meine Freudigkeit war hin, der Strom schlich wieder träg in der Tiefe weiter. Winter und Sommer — Schüler und Lehrer — von Bank zu Bank dem Katheder näher.

Nur wenn die Syringen blühten, trieb es mich aus der Stadt.

Doch nie gen Süden, stets durch's Norderthor. Das lag noch, wenn man in die Straße einbog, immer am Ende derselben wie ein Perspektiv, durch das man weit ins grüne Land hinsah. Dann zogen die hohen Wolken darüber, und ich ging über das dürre Grasfeld, auf dem die Heupferdchen schwirrten, über

die rothe Haide an den Waldrand. Die Fliegen blitzten in der Luft, die Schlange lag aufgeringelt und schlief. Manchmal kreiste der Kukuk in weitem Bogen um meinen Kopf, und ich zählte gedankenlos seine Rufe. In den Wipfeln rauschte der Wind noch eben so, und die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die hohen Stämme in den Wald.

Eben so?

Fühlst Du noch das stille Bangen,
Wie die Hände, leis' und traut,
Heimlich fester sich verschlangen
Vor dem fremden Zauberlaut?

Ja, ich fühlte es, das Bangen. Es begleitete mich überall, still, unmerklich, wie der Strom in der Tiefe. Es saß mit mir auf der Bank vor dem Katheder des Lehrers, es verwirrte mir die lateinische Grammatik, die griechischen Partikeln vor meinen Schülern, es horchte mit mir auf die Anatomie des Onkels. Immer still und heimlich — nur hier, hier am Waldesrande schwoll es auf — ich wußte nicht warum. Aus dem Rauschen der Wipfel kam es und schrie laut und wild auf in meiner Brust, als ob das Herz mir zerspringen wollte. Und es trieb mich in die Höh', von den sonnbeglänzten Stämmen fort, die „wie bewegt von Geisterhand“ flüsterten, tief, tief hinein in

den Wald und warf mich weinend wieder auf's Moos an die Erde.

Eines Abends brachte ich das Herzklopfen bis nach Hause mit zurück; es hörte nicht auf und ließ mich die ganze Nacht nicht schlafen, so daß ich am Morgen dem Onkel davon sagte.

Er untersuchte mich mit dem Stethoskop und erwiederte:

„Du bist vollblütig und sitzest zu viel. Du mußt Dir mehr Bewegung machen, Dich mehr im Freien aufhalten. Geh' täglich in den Wald, das wird Dir gut thun."

Ich sagte, daß ich das Herzklopfen im Walde bekommen.

„Aber nicht vom Walde," versetzte er ärgerlich, „post hoc non propter hoc, so viel solltest Du selbst schon verstehen. Deine Lebenslage macht Dir am Tage den Aufenthalt in ungesunder Luft nothwendig, so daß Deinem Blut das richtige Maß von Sauerstoff mangelt, den Pflanzenblätter, besonders Baumlaub ausathmen. Also — recipe — Geh' Abends, wenn Du Deine Privatstunden gegeben hast, regelmäßig in den Wald."

Wenn nur am Abend die Strahlen nicht immer so schräg hinabgefallen wären in den Wald — —

Abschied.

Am Ende kommt die Biegung des Flusses, die einen neuen Blick vorwärts eröffnet. Der Tag, den man hoffend oder bangend erwartet, kommt, denn in der Tiefe hat der Strom sich weiter bewegt. Er kommt, wie in Kindertagen der gefürchtete Stundenschlag, der zur Schule ruft, wie der sehnlich erharrte, der ihre Pforten öffnet.

Ich hatte ihm weder fröhlich noch bekümmert entgegengesehen; nun war er da. Die Schulthür hatte sich zum letzten Mal hinter mir geschlossen, die Abiturientenprüfung, Redeaktus, feierliche Entlassung aus dem Gymnasium waren vorüber, mein Maturitätszeugniß in der Tasche. In vierundzwanzig Stunden sollte ich fort sein, auf dem Wege zur Universität. Ich ging noch einmal durch die ganze Stadt, dann hinaus über die Haide an den Wald, und wieder zurück, die Wiese entlang bis an das goldene Gartengitter des Barons Ulquist. Im Lauf der Jahre hatte ich oftmals dort gestanden und hindurchgeblickt; es war eine Stelle, die ich so genau kannte, daß ich sie blindlings gefunden hätte, daran lehnte ich die Stirn. Dann schloß

ich die Augen, und dann war's mir, als komme Syringenduft durch die Luft.

Jetzt auch, obwohl es wieder Herbst war. Brauner Schimmer lag auf den sorgsam kultivirten Rasenrotunden jenseits des Gitters, die weißen Statuen glänzten in der Oktobersonne, der Springbrunnen rauschte in buntfarbigen Kaskaden.

Von dem Gartenhause her knisterte ein Fußtritt auf den Kieswegen; ich zog mich von der Thür zurück in die Ecke, von der aus ich Anna zum letzten Mal nachgesehen. Es war die Baronin, die langsam herunter kam, und mir fiel zum ersten Mal auf, daß sie schön, sehr schön sei. Doch nur aus der Ferne; wie sie näher gelangte und ich ihre Züge genauer zu unterscheiden vermochte, nicht mehr. Sie setzte sich auf eine Bank und spielte mit der Spitze ihres Sonnenschirms im Sand, so daß ich sie auf kurze Entfernung deutlich sah. Sie war älter geworden, und ihre Farbe blasser, fast etwas kränklich; ab und zu hustete sie leise, obwohl kein Hauch die sommerwarme Luft bewegte. Droben knirschte der Sand stärker, und der Baron kam an sie heran. Er hatte sich wenig seit jenem Tage verändert, wo ich sie zusammen durch Herrn Wolfhart's Fernrohr auf der Flußinsel das Boot besteigen sah, das sie an's Dampfschiff bringen

sollte. Nur der Ton, in dem er damals mit ihr gesprochen, war ein anderer gewesen, als wie er jetzt sagte:

„Du hast wieder den Schlüssel zum Geldschrank aus meiner Schatulle genommen, Mathilde, Du bist sehr zerstreut in letzter Zeit.“

Sie antwortete, ihm das Verlangte reichend: „Entschuldige, ich habe ihn in Gedanken eingesteckt. Wozu brauchst Du ihn?“

„Ich habe etwas zu bezahlen,“ versetzte er kurz und wandte sich zum Gehen. Doch sie erwiederte mit etwas verstärkter Stimme darauf:

„Es ist manchmal gut, wenn ich auch erfahre, was Du bezahlst, Ulquist, damit kein Irrthum unterläuft. Ich erhielt vor Kurzem eine hohe Rechnung für Damenkleider, die Du für mich gekauft haben solltest, die ich jedoch nicht bekommen.“

Er wandte sich wieder um. „Du bist ja sehr haushälterisch geworden, daß Du weißt, was für Toilettesachen Du erhalten.“

„Ich muß mich wohl beschränken, damit Du Deinen Liebhabereien nachgehen kannst.“

Sie legte einen besonderen Nachdruck auf die „Liebhabereien.“ Sein Gesicht färbte sich etwas, doch er fixirte sie frech mit den Augen und entgegnete:

„Nun, mir scheint, Du hast auch Deine kostspieligen Liebhabereien, denn Dein Aussehen macht es wirklich durchaus nicht mehr nothwendig, Deine Tochter länger in der nicht gerade billigen Pension zu belassen. Glaube mir, liebe Mathilde, der Grund, der uns früher dazu bestimmte, ist hinfällig.“

Er ging, ein Liedchen trällernd, fort; ich sah, wie die Baronin bei diesen Worten zusammenzuckte.

„Er betrügt mich, wie ich den Ersten betrog,“ murmelte sie sachte vor sich hin — „die Todten verfolgen doch noch —“

Es war, als ob ein Schauer sie in der warmen Sonne überlaufe. Sie stand auf und stützte sich wieder, wie schwindelnd, auf die Bank und schritt dann langsam zum Hause hinauf.

Als ich in unserem Hause ankam, hatte der Onkel auf mich gewartet. Einige Banknoten und Silbergeld lagen vor ihm auf dem Tisch. Er winkte mir und sagte:

„Das ist der Rest des Kapitals, das Dein Vater für Dich erworben. Du hast ihn Dir durch Deinen Fleiß erspart, fahre so fort, und Du wirst Dich durchbringen können. Das Andere ist das, was Du Dir durch Stundengeben selbst erworben und mir zur Aufbewahrung überliefert. Du hast der Versuchung

widerstanden, davon zu nehmen, und zum Lohn habe ich es Dir auf Zinsen gelegt. Du hast mir nichts zu danken, hörst Du, gar nichts, ein Anderer hätte dasselbe gethan, denn meine Unkosten sind mir voll vergütet worden. Nun geh', sei brav und sei fleißig. Das ist ein Rath, denn ich habe Dir nichts mehr zu befehlen. Den Brief, den Dein Vater mir hinterlassen hat, damit Du ihn bei Deiner Mündigkeit empfängst, bewahre ich noch so lange, bist Du mündig wirst. Wenn Du die Reisekosten nicht scheu'st und Deine Ferien bei mir zubringen willst, so sollst Du mir willkommen sein. Hast Du Dein Examen gut bestanden und wünschest Dich hier in der Stadt niederzulassen und Praxis zu erwerben, so soll Dir meine Unterstützung nicht fehlen. So, nun leb' wohl, Geerdt. Ich bleibe sehr einsam zurück, mein Junge, doch das ist kein Unglück. Wenn Du manchmal an mich denkst — ich kann nicht verlangen, daß Du mir schreibst, so wird es mich freuen. Leb' wohl. Ich sehe Dich morgen früh nicht mehr, darum, wenn Du mir noch etwas zu sagen hast, was Dich angeht, so thu' es jetzt."

Mir war plötzlich das Herz so voll, daß ich ihn stumm ansah. Wie ein Blitz flog Alles, was er für mich gethan, was ich ihm dankte, an mir vorüber, und

alles Andere schwand wie Nebel vor der Sonne seiner Güte, die dem Elternlosen eine Heimat gegeben, die den Handwerkerssohn zu sich emporgehoben, ihn erzogen, gelehrt, gebildet, ihm die Bahn ins Leben des Wissens und Wirkens geöffnet.

Und wie ein Blitz stand es auch vor mir, daß er sein Leben sich selbst verbittere, sich selber tiefer und tiefer in Gedanken, in einem Gedanken in seine trostlose Einsamkeit, wie in ein lebendiges Grab, hineingrabe, und ich stammelte:

„Wenn mein Mund Dir nicht danken soll, Onkel, meinem Herzen kannst Du es nicht verbieten, und es dankt Dir so unendlich, so voll Liebe —“

„Laß, mein Junge,“ fiel er mir ins Wort, indem er plötzlich mich heftig an sich zog und meine Stirne küßte — „laß' es, sag' es nicht, so will ich es Dir glauben.“

Wer hatte es ihm gesagt und ihn getäuscht, daß er solchen Worten nicht mehr glaubte?

Ich wußte es, der Gedanke war es, der ihn bitter, streng, wortkarg gemacht, der sein ganzes Wesen verwandelt, an dem man nicht rühren durfte —

Durfte ich auch in diesem letzten, letzten Augenblick es nicht wagen?

Ich mußte es, das alte Wort aus Kindertagen, das ich nie vergessen, drängte sich mir auf die Lippen. „Darf ich Dich zum Abschied noch um etwas bitten, Onkel?“

Er hatte seine Augen abgewandt und nickte stumm.

„Onkel,“ sagte ich und faßte seine Hand, „glaub' es nicht, daß Anna's Herz böse ist — es ist nur Schein, die Blume welkt nicht, und ich halte sie heilig, Onkel — glaub' es nicht!“

Doch er riß mit einem Ruck seine Hand aus meiner. „Geh'! Was willst Du noch?“ stieß er heftig aus. „Ich habe mein Versprechen gelöst und meine Pflicht erfüllt. Glaubst Du, daß ich zum dritten Male ein Narr bin und auf Dank, auf Liebe rechne? Ich — ich — der alte, boshafte Onkel Bösewicht — —?“

Er lachte bitter bei den letzten Worten auf, ging ins Nebenzimmer und schloß hastig die Thür hinter sich zu. Ich lauschte noch eine Weile im Dunkel, und mir war, als hörte ich drüben ein verhaltenes Schluchzen.

Nein, er mochte mich schelten, mich kränken, wie er wollte — wenn ich gewußt hätte, er würde mich schlagen, ich mußte an die Thür klopfen und rief bittend: „Onkel — lieber Onkel, hör' mich!“ Doch ich erhielt keine Antwort, und die Thür blieb geschlossen. —

Brüssel.

Anna.

Ich kann es mir auch einmal bequem machen, wie der Onkel, und einen Brief einschalten. Wo das Original sich in der Welt herumtreibt, ob es überhaupt noch existirt, oder als Fidibus auf dem Brandaltar des häßlichen — ja, Du magst Augen machen und Wolken dampfen, wie Du willst, Geerdt, ich sage: des häßlichen — Tabaksgottes ein würdiges Ende genommen hat, mag Gott wissen. Zum Glück besitze ich jedoch eine Kladde — pfui, Brouillon, wollte ich sagen. Es ist das freilich etwas merkwürdig, denn aus einer Stelle des Briefes scheint hervorzugehen, daß derselbe nicht wohl ein Konzept — nennt ihr es nicht so, Geerdt? — gehabt haben könne. Ich vermuthe — da besagtes Brouillon trotzdem unverkennbar vor mir liegt (woher hätte ich den Brief sonst?), — daß dabei ein ähnlicher und vielleicht der nämliche Kobold sein Spiel getrieben, der jenem Redner plötzlich seine oratorische Gewandtheit nahm, daß derselbe, nachdem er dreimal seine Ansprache mit den Worten begonnen: „Unvorbereitet, meine Herren, wie ich bin —", als er zum vierten Male ins Stocken gerieth, resolut in die Brusttasche griff, ein Blatt her-

vorzog und davon ablas: „Unvorbereitet, meine Herren, wie ich bin, erlaube ich mir u. s. w."

So greife ich, ob der nachfolgende Brief sie auch ableugnen mag, resolut nach meiner Kladde (sei's d'rum, denn unter uns verdient sie keinen hübscheren Namen, da sie abscheulich mit Durchstrichen, Klecksen ꝛc. verkladdet ist) und reproduzire sie hier in zierlicher Abschrift, wie folgt.

Bruxelles le 13. Avril.
Institut de Mme. Froissart
rue des plantes.

Ma chère Hélène!
Ma bien chère amie!

Je suis au désespoir, ma chère — ach entschuldige, meine liebe Helene, ich vergaß ganz, daß der Brief nach Allemagne bestimmt ist, und die Gewohnheit, wie nennt monsieur Schiller sie doch, dans „la mort de Wallenstein", je crois bien? Vous savez, il la nomme: la nutrice de la société. Ich vergesse mich schon wieder, das Französische fließt mir eben begreiflicher Weise so viel leichter und natürlicher aus der Feder, zumal da ich in größter Eile, während der Toilette zu einem Ball, schreibe, den la comtesse Léonie de Hochstraten, unsere frühere

Mitelevin, zur Feier ihres Austritts aus dem Institut heute Abend in dem Hotel ihrer Eltern gibt. Es würde mir deßhalb allerdings bequemer sein, dans la belle langue de France zu schreiben, da ich mich in der That auf die entsprechenden deutschen Wendungen manchmal etwas besinnen muß. Aber die Hauptsache bleibt doch, daß ich mich Dir verständlich mache, und ich werde es zugleich als deutsche Stylübung betrachten, so daß auch für mich die Nothwendigkeit, mich in einer fremden Sprache auszudrücken, nicht ohne Werth ist. Ich wollte damit beginnen, Dir — erlaube, daß ich Dich duze, obwohl dieß hier nur zwischen Eltern und Kindern gebräuchlich ist, doch ich glaube mich zu erinnern, daß es in Allemagne häufiger geschieht — ich wollte also damit beginnen, Dir zu sagen, daß ich in Verzweiflung bin, Dir so lange keine Nachricht von mir gegeben zu haben. Doch ich weiß, Du würdest mir verzeihen, wenn Du Bruxelles und das hiesige Leben kenntest. Les mois sont ici des jours, ma chère amie, et les jours sont des minutes. Seit den vierthalb Jahren, in denen ich nicht das Glück gehabt habe, Dich zu sehen, bin ich kaum zu mir selbst gekommen. Da es nicht fashionable ist, im Sommer in Bruxelles zu leben, so verbringen wir diese Zeit regelmäßig à Ostende,

wohin Mme. Froissart das ganze Institut dann verlegt. Ostende ist das von der haute société besuchteste Seebad der Welt, und Du kannst Dir denken, daß les „jeunes dames de Mme. Froissart“, die sämmtlich der haute société angehören, dort nicht wenig in Anspruch genommen werden. Es ist nämlich ein großer Unterschied in dieser Beziehung entre la France et l'Allemagne. Ich bin überzeugt, daß Du z. B. nach der ordinären Sitte in Deiner Vaterstadt gegenwärtig noch völlig als Kind betrachtet und behandelt wirst, während bei uns eine junge Dame von dreizehn Jahren schon die nämliche gesellschaftliche Stufe einnimmt, wie bei euch mit sechzehn oder siebenzehn Jahren. Man darf freilich nicht vergessen, daß sie auch eine andere Bildungsstufe einnimmt. Wir lernen Englisch, Italienisch, Spanisch, Deutsch, haben Unterricht in der Kunstgeschichte, in orientalischer Literatur, Astronomie, mathematischer Geographie, Geologie, im Konzertgesang und in Charaktertänzen. Neulich mußte ich unwillkürlich laut auflachen, wie mir einfiel, daß wir Beide damals nicht gewußt, in welchem Land Bruxelles eigentlich liege, Du es nach Holland, ich es nach Frankreich verlegte. Ich glaube fast, wenn ich nicht aus dem kleinen Städtchen fortgekommen wäre, wüßte ich es noch heute nicht. Hast

Du das alte Buch noch, das Dich so angeführt hatte, und das Dein Vater Dir bei einem épicier — wie sagt man doch auf Deutsch dafür? — zu verkaufen anrieth?

Drei Jahre — ils seront comme des semaines — werde ich noch hier bleiben. Länger als bis zum sechzehnten Jahre, sagt Mme. Froissart, könne sie keine jeune dame behalten, da für dieselbe dann kein Unterrichtsgegenstand mehr existire, der ihre Kenntnisse zu vermehren im Stande sei. Vielleicht werde ich indeß inzwischen einen Besuch bei euch im Städtchen machen und Dich umarmen können.

Adieu ma chère amie. Der Friseur wartet, um mich zu pudern; ich werde nämlich auf dem Ball bei der comtesse Léonie im Rococokostüm erscheinen. Mes compliments à madame votre mère et à monsieur le Commerzienrath (wie komisch das Wort klingt).

Je suis avec le plus tendre embrassement, ma chère Hélène votre

Anne de Ulquist.

Wenn Du mir wieder schreibst, so bitte ich Dich, lieber diese Adresse zu wählen, da man mich unter keinem andern Namen hier kennt. Mme. Froissart fand es passender.

Anne.

Hast Du zufällig einmal von Geerdt Winckelmann gehört? Ist er noch in der Stadt und auf der Schule? Schreib' es mir doch, wenn Du es weißt. Hier blühen die Syringen schon jetzt im April, bei euch erst Ende Mai; ich lege deßhalb ein paar Blüten ein. Falls Du Geerdt sehen solltest, zeige sie ihm doch, er interessirte sich früher auch für Botanik.

A.

Es muß im Hochsommer gewesen sein, denn wir befanden uns in Ostende, als ich folgenden Brief erhielt:

Meine sehr liebe Anna!

Obgleich ich nicht in Brüssel und in Ostende lebe, bin ich doch nicht eher dazu gekommen, Dir auf Deinen Brief, der Dir, wie ich bedaure, so viel Mühe gemacht hat, zu antworten. Ich kann Dir übrigens das Kompliment machen, daß man es ihm nicht anmerkt und ich, wenn ich es nicht wüßte, weder vermuthet hätte, daß er in solcher Eile, noch daß er von einer Französin geschrieben sei. Leider kann ich Dir jetzt wiederum die Mühe nicht ersparen, Dir meine deutschen Wendungen übersetzen zu müssen, aber ich hoffe, daß der Unterricht, den ihr, wie Du schreibst, im Deutschen genießt, Dich in Stand setzen wird, meine Schreiberei

zu verstehen. Ich habe übrigens die von Dir citirte Stelle in Papa's Schiller aufgesucht, und sie heißt da:

> „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

darum denke ich auch, daß Du meine gemeine Gewohnheit, deutsch zu schreiben — ich bin ebenfalls in Verzweiflung, es thun zu müssen — entschuldigen wirst, „denn die Hauptsache bleibt doch, daß ich mich Dir verständlich mache.“

Was Du mir schreibst, hat mich natürlich sehr interessirt. Ich stelle mir Brüssel ungefähr wie Stockholm vor, wohin wir im vorigen Jahre eine Reise gemacht, d. h. Brüssel und Ostende zusammen wie Stockholm, da dieß zugleich Hauptstadt, Residenz ist und an der See liegt. In diesem Sommer werden wir vermuthlich nach London gehen und von dort das schottische Hochland und die „lakes“ besuchen; ich spreche zu dem Behufe im Hause mit Mama nur noch englisch. Freilich italienisch und spanisch, das bleiben einer armen Kleinstädterin, wie mir, spanische Dörfer, bis Papa mit uns — im nächsten Jahr vielleicht — dorthin reist. Wenn Du eine Karte zur Hand nimmst, wirst Du sehen, daß wir auf der Fahrt nach London gar nicht sehr weit von Ostende vorüber kommen. Das wird mir sehr schmerzlich sein,

Dich dort zu wissen und nicht sehen zu können, sondern nur an Deinem Aufenthalt vorbei zu fliegen.

Ich muß auch lachen, wenn ich noch an unsere beiderseitige Unkenntniß in Bezug auf Brüssel denke. Man lernt Geographie und überhaupt Alles doch nur, wenn man die Welt mit eigenen Augen kennen lernt. Papa sagt, daß nichts so bildet wie Reisen, daß man sich ewig in der größten Stadt aufhalten und doch unwissend bleiben könne, und daß deßhalb in unserer Zeit der Bürgerstand, dem wir angehören, so sehr bevorzugt sei, weil er hauptsächlich die Mittel besitze, einen kostspieligen, wechselnden Aufenthalt zu ermöglichen.

Was Du von dem Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich — Du meinst wohl Belgien — hinsichtlich der dreizehn Jahre schreibst, hat mich — verzeih' — etwas komisch berührt. Es geht aus Deinem Brief eine — wie soll ich sagen — eine — — reizende Kindlichkeit hervor, die ich in Deinem Alter bei Dir nicht vermuthet hätte. Es ist allerdings begreiflich, daß man, wenn man so von Geologie, mathematischer Geographie, Kunstgeschichte und orientalischer Literatur in Anspruch genommen ist, nicht bemerkt, daß man im 14. Lebensjahre steht. Wenigstens scheinen die jungen Herren der haute

société, in der Du Dich bewegst, nichts davon wahrzunehmen. Vielleicht bist indeß Du allein die Bevorzugte unter Deinen Mitarbeiterinnen, daß man Dich Deinen Studien überläßt, die wahrscheinlich Dein körperliches Wachsthum auf Kosten des geistigen etwas verzögert haben. Ich preise Dich glücklich, meine theure Freundin, daß Du, wie aus jeder Deiner Zeilen hervorleuchtet, den Aufregungen nicht ausgesetzt bist, welche sich mir täglich nur zu sehr wiederholen. Unter uns gesagt, es ist oftmals eine Last, für schön zu gelten, ich wünschte mir nicht selten, häßlich zu sein; denn man geräth in Verlegenheit, wenn man sich nicht auf der Straße oder an einem öffentlichen Orte zeigen kann, ohne von einer Zahl hoffnungsloser Anbeter auf kürzere oder weitere Distanz umschwärmt und angestarrt zu werden. Dazu fortwährend die Befürchtung, daß eine unscheinbare Begünstigung zu Herausforderungen Anlaß gibt. Neulich Abend hatte ich Hektor Kuhlmann — Du erinnerst Dich gewiß seiner, er ist vor einigen Monaten zurück aus Amerika gekommen und hat sich hier etablirt — in unserem Garten ein Rendezvous bewilligt, weil er mir ein Billet durch Mama's Kammermädchen zukommen ließ, in welchem er schwur, daß er sich sonst ins Wasser stürzen würde. Wir trafen uns, und er

schenkte mir einen werthvollen Ring (den ich leider nicht öffentlich tragen darf), und ich hatte ihm kaum einen Kuß auf die Wangen dafür erlaubt, als sein Vetter hinter einem Boskel hervorsprang und sich in wildester Eifersucht an ihm zu rächen schwur. Ich befand mich eine Nacht hindurch in größter Angst; wäre es mir nicht gelungen, ihm durch das Kammermädchen am nächsten Abend ebenfalls ein Rendezvous zusagen zu lassen, so hätte er sich wahrscheinlich nicht begütigt und mich auf's Entsetzlichste kompromittirt.

Wie gesagt, ich beglückwünsche Dich zu Deiner — Kindlichkeit, daß Du solchen Dingen nicht ausgesetzt bist. Ich weiß deßhalb kaum, ob ich Dir mittheilen soll, daß Deine Mama eure Susanne vor einigen Tagen Knall und Fall aus dem Hause fortgejagt hat. Man erzählt in der Stadt, sie sei — doch ich vergesse wieder, daß Du in Brüssel noch in paradiesischem Zustande lebst, liebes Kind, und unterlasse deßhalb, Dich über das Nähere zu unterrichten.

Ich freue mich natürlich ganz ausnehmend, Dich wieder zu sehen. Hoffentlich wirst Du nicht gerade kommen, wenn ich mich auf der Reise befinde, oder sonst sehr in Anspruch genommen bin. Ich küsse Dich in Gedanken als Deine aufrichtige Freundin

Helene Heidmann.

NB. Ich adressire den Brief doch „Anna Bolten", mir scheint, er muß so sicherer in Deine Hände kommen.

Helene.

Eben überlese ich den Deinigen noch einmal. Dank für die Syringen; ich gebe nicht viel auf ordinäre Blumen, aber Deine Absicht war gut. Der Winckelmann, von dem Du schreibst, studirt, glaube ich, Medizin. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Papa meint, es sei ein unverzeihlicher Hochmuth von solchen armen Schluckern aus niederem Stande, durchaus höher hinaus zu wollen, und man könne derartige Leute nicht geringschätzig genug behandeln. Ich bin indeß, wie gesagt, nie in die Lage gekommen und wundere mich nur, daß Du mir so etwas zugemuthet.

H.

Eines doch.

Als ich den Brief durchgelesen, zerknitterte ich ihn ingrimmig in der Hand und warf ihn auf die Erde. Ich glaube, ich war roth vor Zorn, Aerger, Beschämung. Jede versteckte Bosheit meiner aufrichtigen Freundin hatte ich verstanden, jeden Stich gefühlt. Der ganze Brief war wie der Kuß, den sie mir beim Abschied gegeben: wenn er es gekonnt, hätte er mich vergiftet. Und was mich am empfindlichsten traf, sie

hatte wieder triumphirt, dadurch, daß ich ihr Gelegenheit verschafft, mir so zu antworten. Warum hatte ich ihr selbst die Stecknadeln in die Hand gedrückt und ihr zuerst geschrieben?

Es war mir eines Tages plötzlich eingefallen, als ich erfuhr, daß ich im Lauf des Sommers vielleicht zum Besuch nach Hause reisen würde. War es besser, sie in dem Fall unerwartet durch den Glanz meiner Erscheinung, durch weltstädtisches „air" zu Boden zu drücken, oder ihr die alte Schuld vorher theilweise brieflich abzutragen?

Unvorbedachter Weise hatte ich das Letztere gewählt und saß nun da und weinte vor Wuth über sie und über mich selbst. Es war gut, daß sie die Ehrentitel nicht hörte, die ich ihr verschwenderisch zuertheilte — sie hätte sie mir wahrscheinlich eben so reichlich zurückgegeben. Eigentlich hatte sie es ja schon vorweg gethan. Sie hatte gesagt: „Anna Bolten — denn so nenne ich Dich, weil Du nichts als eine Bürgerliche bist, obgleich Du für Dein Leben gern eine Adelige sein möchtest — Du bist ein hochmüthiges, mit französischen Floskeln prahlendes Geschöpf, das sich anstellt, als ob es seine Muttersprache verlernt habe und etwas lerne, wisse, könne, sei, was Andere, die glücklicherweise nicht nach Brüssel gekommen, nicht

aus sich zu machen vermöchten. Du bist aber nichts als ein dummes, abgeschmacktes, albernes Kind, Anna Bolten — ja, ein dreizehnjähriges Kind, das gewissermaßen noch mit Puppen spielt, während andere Mädchen in dem Alter Herzensangelegenheiten und Liebhaber besitzen. Freilich, daß Du nicht angebetet wirst und keine Rendezvous zu ertheilen hast, ist begreiflich, da Du vermuthlich — Du hattest Anlage dazu — sehr häßlich geworden bist. Jedenfalls wirst Du mir, wenn Du hierher kommst, keinen Anbeter abspenstig machen, sondern nur eine unbeachtete Zeugin meiner Triumphe sein, darum freue ich mich aufrichtig auf Deine Ankunft."

Das stand verständlich zwischen den Zeilen. War das Alles wahr?

Wenn es so war, so hatte sie doch kein Recht, es mir vorzuhalten. Sie, die es nur aus Neid und Bosheit that. Die alles Das ebenso, die nicht besser war als ich.

Nein, nicht besser, denn was sie von Hektor Kuhlmann und seinem Vetter schrieb, das war geradezu schlecht. Ich hatte noch nie einen jungen Herrn geküßt — sie hatte Recht, ich hätte keinen küssen mögen und mochte das nicht verstehen. Aber es für einen Ring zu thun, heute den Einen und morgen

einen Andern — o pfui, ich wußte nicht warum, allein ich fühlte deutlich, das war schlecht.

Doch — das Blut schoß mir plötzlich ins Gesicht, und mein Herz klopfte — ich hatte ja Geerdt auch geküßt. Aber im nächsten Augenblick lachte ich über mich selbst.

Geerdt, das war ja etwas Anderes und verstand sich von selbst. Es war ja natürlich, und Jeder — außer Mama — konnte es sehen. Aber einen Andern, o um keinen Preis! Das wäre sehr schlecht gewesen; von mir noch tausendmal schlechter, als von Helene Heidmann.

Warum das, konnte ich mir freilich ebensowenig mit Worten sagen wie vorhin. Statt dessen schoß mir etwas Anderes durch den Kopf, und ich bückte mich und griff hastig nach dem Brief, den ich zuletzt nur noch mit den Augen überflogen. Mein Herz klopfte noch viel stärker, als ich ihn auseinanderwirrte —

Nein, da stand es ausdrücklich, sie hatte ihn nie wieder gesehen; er war fort aus der Stadt, und sie wunderte sich, daß ich ihr so etwas zugemuthet.

Ich hätte es ihr auch nicht rathen wollen, daß sie das Kammermädchen ihrer Mutter zu ihm geschickt und ihn zu einem Rendezvous hätte einladen lassen.

Was ging mich Hektor Kuhlmann und sein Vetter an? Aber wenn sie das gethan — —

Ich. sprang auf und griff nach einem kleinen Federmesser mit silbernem Griff, das auf dem Tisch lag — wenn sie das gethan und vor mir stände, würde ich ihr das Messer gerade ins Herz stoßen und dann mir selbst.

Doch ich mußte wieder über mich selbst lachen, wie ich mich mit der kleinen, spitzigen Waffe in der Hand drohend dastehen sah. Er war ja gar nicht mehr in der Stadt. Also würde ich ihn dort auch nicht sehen?

Es war doch eigentlich recht überflüssig, hinüber zu reisen, und Ostende viel interessanter.

Zum letzten Mal.

Geerdt.

Es gibt sehr verschiedene Arten, die Universitätsjahre zu verbringen. Für Einige sind sie die sorglosesten, fröhlichsten Jahre, die sonnigen Erinnerungen des Lebens; für Andere sind sie mühevoll und ernst. Doch fast Jeder denkt gern an sie zurück. Jener erfreut sich im Alter der genossenen Jugend, Dieser der Früchte, die sie ihm gebracht. Aber ein goldener Duft umwebt sie für und für, den Leichtsinn wie die Arbeit.

Wer es kann, tobe in ihr den Ueberschuß an Kraft des Körpers und des Geistes, den die dumpfe Schulluft und der dumpfere Schulzwang langer Jahre in ihm angesammelt, aus. Edler Wein, der gepreßt worden, gährt heftig; ist der Grund, auf dem das Leben erbaut werden soll, gut, so bringt es Gewinn, die Stümpfe über ihm hastig auszuroden, die Schlacken tollkühn wegzuräumen; ist er locker und haltlos, wird nichts daran verloren. Wo ein selbstständiger Geist, ein wirkender, zielerstrebender Gedanke vorhanden gewesen, besinnt er sich nach einer Weile auf sich selbst und ringt sich aus dem Strudel empor. Er erzeugt eine Reaktion, die ihn das Vergangene als kindisch, erbärmlich und schaal erkennen läßt, erbärmlicher und schaaler, als es in Wirklichkeit war und ist. Doch wie vom elektrischen Schlage durchglüht, fühlt er plötzlich die Nerven seiner Seele — zumeist auch die seines Gemüthes — von dieser Erkenntniß gestählt, gehoben. Er schreitet um so rascher vorwärts, je gleichgültiger er früher die Länge des Weges, die bis zum Ziel vor ihm liegt, bemessen, und erst wenn er es erreicht hat und zufrieden zurückblicken kann, liegt wieder der goldene Duft hinter ihm um den liebgewonnenen Ernst wie um die allzu hart verachtete Thorheit.

Das sind im Lapidarstyl meine Ansichten über die

studentischen Verbindungen, die Korps, die Burschenschaften und sonstigen Vereinigungen auf unseren Universitäten. Wen der gesellige Trieb der Jugend nicht veranlaßt, beim Abgang vom Gymnasium einer solchen beizutreten, ist — wenn nicht, was allerdings häufig der Fall, pekuniäre Gründe es ihm verwehren — gemeiniglich ein Duckmäuser, oder etwas Außerordentliches. In dem Letzteren liegt enthalten, daß er weit öfter das Erstere zu sein pflegt. Er ist in der That, wie er genannt wird, ein Obskurant, ein Vogel, der Grund hat, sich im Dunkel zu verbergen, und das freilich nicht selten etwas grelle Tageslicht der Witzworte und Urtheile jugendlicher Altersgenossen zu fliehen.

Es ward mir im Anfang nicht leicht, selbst ein solcher Obskurant zu sein, ihnen allgemein zugezählt zu werden. Doch mir blieb keine Wahl, die Umstände waren gebieterisch. Eltern, welche Unterricht für ihre Kinder suchen, ist es nicht zu verargen, wenn sie diesen besser hinter einer dunklen als einer buntfarbigen Kopfbedeckung zu finden glauben, denn im Allgemeinen werden sie sich dadurch allerdings eher vor Mißgriffen bewahren. Es ist charakteristisch, daß die meisten Philologen sich von Verbindungen fern halten; ihre flügellahmen Seelen prädestiniren sie von

vornherein, das Gros des Obskurantismus anzuschwellen und bereits im ersten Semester achselzuckend über eine Thorheit zu lächeln, zu der ihnen nichts fehlt als das schönste Göttererbtheil der Menschheit, die Schwungkraft der Jugend. Allein zum Behufe des „Einpaukens" lateinischer und griechischer Grammatik in die Köpfe perennirender Quartaner und Tertianer ist freilich die trockenste Sprachkenntniß förderlicher, als alle anderen geistigen Vorzüge zusammen, und da „des Essens und Trinkens harte Nothwendigkeit" mir dieses „Einpauken" einmal auferlegte, so überwand ich mich nach einigem Kampf, mir nicht selbst mit dreifarbigem Band und Cereviskappe hinderlich im Wege zu stehen. Denn den Gedanken, der mir einmal flüchtig auftauchte, bei meinen Privatstunden die bunte Mütze stets mit einer farblosen zu vertauschen, verwarf ich sogleich. Was Jemand erwählte, sollte er auch zu jeder Zeit und allerorten vertreten, meinte ich; ein furchtsamer oder weltkluger Wechsel müsse vor Anderen nicht nur erniedrigen, sondern am meisten vor sich selbst.

So ward ich Obskurant und blieb es. Im Beginn, wie gesagt, kostete es vielleicht einige heimliche Seufzer, doch bald ging ich lächelnd an „Hesperiens goldenen Aepfeln" vorüber und sah sie winken, ohne heftiges Verlangen zu empfinden, sie selbst zu pflücken. Ich

that es und besaß sie ja in der Phantasie, so oft ich wollte. Eines Tages fiel es mir ein, mich, ohne daß Jemand davon wußte, mitten in das Treiben der studentischen Oberhäupter hinein zu versetzen, dadurch, daß ich sie daheim auf meiner Stube mit der Feder charakterisirte und eine leichte Handlung als Rahmen um ihre Bilder herumwob. Durch Zufall gelangte die kleine Skizze dem Besitzer einer Zeitschrift zu Gesicht, der in derselben gerade mehrere Zeichnungen aus dem Studentenleben zu veröffentlichen wünschte, zu denen ihm jedoch ein Text mangelte. Er drang in mich, ihm meine zum Vergnügen hingeworfene Schilderung zu überlassen, bot mir sogar ein gutes Honorar dafür und für Fortsetzungen ein noch besseres. Ich zauderte, doch der erste Text ward unter pseudonymem Namen gedruckt. Ich hörte an öffentlichen Orten, daß er gefiel, daß man vergeblich den Verfasser zu errathen suchte, und ein Anreiz zum Weiterschreiben bemächtigte sich meiner.

Bald fand ich, daß ich, wenn mich etwas drückte, wenn mich ein Verlangen nach mir Versagtem erfaßte, die Sehnsucht darnach mir von der Seele fortzuschreiben vermochte. Stand es auf dem Papier, so hatte ich es gehabt, und stets um so vollkommener, je besser es mir gelungen. Das Geheimniß der Form,

der Beruhigung, welche ihr Schönheit verleiht, ging mir mehr und mehr auf. Es war kein volles, jauchzendes Glück, das ich in mir fühlte, doch eine Befriedigung, die dadurch noch erhöht war, daß ich die Entdeckung machte, daß ich meine geisttödtenden Privatstunden aufzugeben und mit geringerem Zeitaufwand durch die Feder mir meinen Unterhalt auf der Universität zu erwerben vermochte. Dabei widerstand ich jedoch treulich der Versuchung, aus der Nebensache die Hauptsache zu machen, oder vielmehr ich merkte sie kaum. Das Studium nahm meinen Tag nach wie vor in Anspruch; erst wenn die Dämmerung kam, ward die Phantasie aus ihrer strengen Haft erlöst und durfte ihr schaffendes Weben beginnen. Oft kürzer, oft länger — dann flammte die kleine Lampe auf, und die Feder glitt über das Papier mit dem Bewußtsein, daß es jetzt wieder eine Pflicht war, die sie erfüllte.

Im Uebrigen hatte ich mir in Bezug auf mich selbst ein eigenes philosophisches System zurecht gebaut. Ich betrachtete mein Leben als ein Uebergangsstadium der Arbeit, deren Früchte erst nach demselben von Anderen geerntet werden sollten. Es war wie mit der Errichtung eines Gebäudes an Stelle einer Hütte. Mein Vater hatte mit der Hand unermüdlich

gearbeitet, um die Geldmittel zu dem Plan, den er gefaßt, zusammen zu bringen. Nun war es mein Beruf, das Baumaterial zu beschaffen, es ineinander zu fügen, das Haus zu errichten und zu schmücken. Dann stand es an Stelle der Hütte, aus dem Handwerkerstande war der des Gelehrten geworden, und die nach mir kamen, konnten das neue Haus beziehen, sich daran erfreuen, ihre Heimath und ihr Glück darin begründen.

Die nach mir kamen — wer war das? Manchmal dachte ich daran und mußte lachen. Nach dem Lauf der Dinge mußten es meine Kinder sein — ich lachte wieder. Der Gedanke war zu kurios — ich sollte einmal heirathen, Kinder haben. Um zu heirathen mußte man Jemanden lieb haben —

Mir schien, das neue Haus würde wohl nach meinem Tode unbewohnt bleiben.

Nur manchmal, wenn die Dämmerung kam, da kamen auch allerhand phantastische Träume mit ihr, welche die Feder nachher nicht mit auf das Papier aufnehmen konnte, wenigstens nicht auf das, welches mir Kost, Kleidung und Wohnung verschaffen, und wofür der Verleger der Zeitschrift Honorar zahlen sollte. Sie wogten im Zwielicht zusammen und wieder auseinander — zuweilen griff ich herzklopfend hastig nach einem abgerissenen Blatt, und die Feder flog darüber hin.

Doch wenn es dann darauf stand — nicht in regelmäßigen Zeilen wie das Andere, sondern abgebrochen, bald kürzer, bald länger — da kam es nicht mit der Beruhigung über mich, wie sonst, wenn etwas fertig geworden. Es war nicht fertig, nichts Ganzes — wie ein armes, flatterndes Bruchstück aus einem großen, endlosen Gedicht erschien es mir nur, das nicht weiter rückte, dessen Fortsetzung und Schluß ich mir nicht vorzustellen vermochte. Mein Herz klopfte noch heftiger als zuvor, und mich gewaltsam zur Pflichtarbeit zwingend, legte ich das abgerissene Blatt zu vielen andern in ein altes, vergilbtes Heft, das ich schon in frühen Kindertagen besessen. Aber es hatte ursprünglich nicht mir gehört, denn mit großen, noch ungeschickten Buchstaben stand von anderer Hand: „Anna Bolten" darauf, und ich hatte den Namen nur im Laufe der Zeit in müßigen Stunden dicht mit den verschiedensten Arabesken, Heupferdchen und Haideblumen, Syringen und Baumstämmen bunt zusammengewürfelt, umschnörkelt.

Ab und zu erhielt ich einen Brief vom Onkel, das heißt, stets nur als Antwort auf einen zuvor von mir geschriebenen. Derselbe drehte sich indeß ausschließlich um unsere gemeinsame Wissenschaft; ein Fremder, der ihn gelesen, hätte glauben müssen, daß durchaus

keinerlei persönliche Beziehungen zwischen uns beständen, und daß wir uns kaum je mit Augen gesehen. Nach den Umständen, unter denen ich lebte, nach meinen pekuniären Verhältnissen erkundigte der Onkel sich nie. Nur einmal lobte er mich, als ich ihm schrieb, daß ich, Dank dem Vorunterricht, den ich bei ihm in den medizinischen Hülfswissenschaften genossen, in sieben Semestern — es war noch eine andere Zeit als jetzt — zum Examen gehen zu können hoffe. Er schrieb lakonisch: „Fleiß ist nothwendig und gut, doch Gesundheit nothwendiger und werthvoller. Vernachlässige sie nicht, Geerdt."

Am Schluß des Briefes machte er noch — zum ersten Mal, daß ich es sah — ein Postskript:

„Du klagtest früher einmal über Herzklopfen. Sollte dieß bei Deiner sitzenden Lebensweise wiedergekehrt sein, so würde ich Dir doch ärztlich rathen, die nächsten Ferien viel im Freien zuzubringen. Dafür wäre unsere Stadt mit ihren Luftverhältnissen vielleicht am günstigsten; außerdem könntest Du an meinen Praxisfahrten über Land theilnehmen und so den Aufenthalt im Freien mit einer Belehrung verbinden. Ich bin bereit, Dir die Reisekosten eventuell vorzuschießen."

So weit hatte er anfänglich geschrieben und dann ersichtlich später noch hinzugefügt:

„Wenn Du mir etwa die Kosten für die Her- und Rückreise nicht gleich zurückzahlen kannst, so soll das im Interesse Deiner Gesundheit kein Hinderniß bieten, sondern ich bin erbötig, sie Dir, bis Du Dein Examen gemacht, gut zu halten.“

Ich hatte die mir beim Abschied ertheilte Erlaubniß, die Ferien bei ihm zu verleben, bis jetzt noch nicht benützt, da ich sie besonders angewandt hatte, um während derselben mir für das neue Semester ein kleines Kapital zur Bestreitung der hohen medizinischen Kollegiengelder im Voraus zu erarbeiten. Gegenwärtig indeß war ich recht gut versehen, ich erwog, daß ich diese Arbeiten auch dort ebensowohl fortsetzen könne, und als ich den Brief zu Ende gelesen, fühlte ich in der That ein so plötzliches, starkes Herzklopfen, daß ich mich sofort entschloß und am ersten Tage, an dem die Sommerferien begannen, abreiste.

Im Hause des Onkels hatte sich nichts verändert, wie ich eintraf. Er saß an seinem Schreibtisch mit dem Mikroskop vor sich und untersuchte; nachdem er mich bewillkommnet und eine Weile prüfend betrachtet, zog er mich mit in seine Beschäftigung hinein, und es war von nichts Anderem die Rede an dem Tage, als von mikroskopischer Anatomie und Physiologie. Auch in den weiteren, die darauf folgten, nicht. Ich fuhr

mit ihm aus, ich arbeitete für mich; er bekümmerte sich nicht um das, was ich that oder unterließ. Manchmal bemerkte ich wohl an unwillkürlichen Bewegungen, die ihm entfuhren, daß er mit mir zufrieden, mitunter überrascht war, allein er sagte es nie. Ich faßte eines Tags Muth und interpellirte ihn deßhalb.

„Wenn Du fortkommst, so ist das von Bedeutung für Dich und geht Dich an, nicht Andere," erwiederte er kurz. „Das Thatsächliche ist das Erfreuliche, Thatsachen aber verhalten sich indifferent zu Lob oder Tadel; sie sind einfach wahr."

In Zwischenstunden machte ich viele Spaziergänge, für meine Gesundheit, wie ich mir sagte. Welch' ein anderes Gesicht hatte die Welt, als sie sich vom Schulfenster aus angesehen! Mein früherer Rektor begegnete mir, und ich grüßte ihn. Doch er rückte nur eben am Hut und warf mir einen verächtlichen Blick zu, der deutlich besagte, wie nichtswürdig ich in seinen Augen gehandelt, statt einer philologischen Leuchte ein kümmerliches medizinisches Unschlittlicht zu werden.

Auch von früheren Schulkameraden traf ich manchen. Leider, denn sie hängten sich an mich, raubten mir meine Zeit und verdarben mir meine Spaziergänge. Ich mußte unwillkürlich an den Brief denken, den der Onkel mir einmal aus Paris über solchen

Umgang geschrieben. Damals hatte ich wenig davon verstanden, ich holte ihn hervor und las ihn aufmerksam wieder.

Wie hatte das Wesen des Onkels sich verändert, seitdem er den Brief geschrieben! Wie voll Interesse an Allem war er gewesen, voll Milde und Güte!

Freilich, es hatte sich Manches seitdem verändert. Er hatte damals auch nicht geahnt, daß der Baron Ulquist, von dem er schrieb, daß derselbe ihn ähnlich belästigt, wie mich jetzt manche meiner ehemaligen Genossen, sein Schwager werden würde. Die Zeilen auf dem halbverschossenen Papier blickten mich merkwürdig an.

Mir fiel ein, daß ich vor einem Jahr gefunden, daß auch die Baronin sich verändert gehabt, und ich ging häufig über die Wiese an ihren Garten, um, wie ich mir sagte, zu sehen, ob ihr Aussehen noch anders geworden. Doch ich gewahrte sie nie. Das Gold an den Spitzen des Gitters mußte nicht echt gewesen sein, denn es färbte sich braun, und der Regen hatte es hie und da verwaschen. Nur die Stelle, an der ich hindurchblickte, war noch dieselbe, und wenn ich die Augen schloß, kam es mir immer noch wie Syringenduft aus dem Garten herüber.

Das war Irrthum, denn der Oktober hatte schon wieder angefangen. Die Ferienwochen waren schnell vergangen. Die Kollegien sollten beginnen, ich mußte zur Universität zurück. Ein Tag blieb mir noch, ein schöner, sonniger Herbsttag. Ich hatte mir vorgenommen, am Morgen weit hinauszugehen, über die Haide, in den Wald. Doch dicht vor'm Norderthor begegnete mir Einer von den lästigen Schulkameraden. Ich hatte keinen Ausweg, ihm zu entrinnen; ihn mit hinaus zu nehmen, war mir unerträglich, so kehrte ich mit ihm um in die Stadt. Er hing sich an mich und schwatzte allerhand, ich hörte es kaum; ich dachte an die Haide draußen, an den Wald. Er sagte auch:

„Die Tochter von der Baronin Ulquist ist gestern Abend zum Besuch gekommen; ich traf sie heute Morgen auf der Straße. Donnerwetter, ist die hübsch geworden, sie sieht aus wie ein erwachsenes Mädchen und kann kaum erst vierzehn Jahre alt sein."

Unwillkürlich hatte ich meinen Arm aus dem seinigen gezogen. „Was ist Dir?" fragte er.

„Du entschuldigst mich wohl," versetzte ich, „ich habe plötzlich mein Herzklopfen wieder, um dessenwillen ich hierher gekommen. Doch es hat nichts genutzt, wie es scheint. Verzeih, ich möchte etwas Ruhe suchen."

Er verabschiedete sich bedauernd; ich trat in unser Haus. Doch es trieb mich nur hindurch, wieder ins Freie, in den Garten, von ihm auf die Wiese. Ehe ich es wußte, stand ich an der goldenen Gitterthür. Es war Niemand im Garten als die regungslosen, weißglänzenden Statuen. Die Kaskaden des Springbrunnens rauschten in bunten Farben; wie vor einem Jahr lag ein brauner Schimmer über den zirkelrunden Rasenbeeten. Mir aber war es seltsam phantastisch, als sei es nicht Herbst, als müsse nicht der Winter, sondern der Frühling kommen. Die Luft war so voll von Syringenduft, stärker, wogender als je.

Ich stand lange und athmete ihn ein; manchmal hörte ich die Uhr vom Marienthurm herüberschlagen, dumpfer und heller, sonst kam kein Laut durch die sonnige Herbstwärme.

Da klang auf einmal eine Stimme drüben von dem Gartenhaus. Ich mußte plötzlich die Hände auf die Brust drücken, das Herz klopfte so laut, so namenlos, so angstvoll —

„Laß es doch, Papa, Du hast mir am Nacken weh gethan,“ sagte die Stimme halb unwillig. Noch einen Augenblick, und der Kies knirschte, und eine weibliche Gestalt kam in den Garten heruntergeeilt.

Ich sah sie nur noch undeutlich hinter der Fontäne wie durch einen Gazeschleier; sie mochte etwas, doch nur ein wenig, kleiner sein als eine erwachsene Dame.

Mechanisch hatte ich die Thüre verlassen, ich stand wieder in der Ecke, von der ich Anna vor vier Jahren zum letzten Mal nachgesehen. Nun sah ich sie aus ihr zum ersten Mal wieder.

Ja, sie war es. Etwas dunkler lag das blonde Haar um die weiße Stirn — doch jetzt fiel die Sonne darauf, und es glänzte wie Gold. Ja, sie war es — ich blickte gerade in die syringenblauen Augen hinein. Sie hätten mich auch gewahren können, doch sie thaten es nicht, sie dachten nicht an meine Gegenwart.

Warum flogen meine Gedanken aus der Gegenwart fort und mußten plötzlich der kleinen Lampe fern drüben in meinem Studentenstübchen gedenken?

Ja, sie war es — nur viel, unendlich viel schöner, als die kleine Lampe sie sich gedacht. Sie hatte sich auch verändert, es veränderte sich Alles, nur mein Herzklopfen nicht.

Mir blieb nicht Zeit, zu denken. Der Kies knirschte wieder, eiliger; eine dunkelgekleidete, männliche Gestalt, der Baron Ulquist, kam schnell heran, auf sie zu.

„Du bist ein undankbares Mädchen,“ sagte er halb lächelnd, halb in vorwurfsvoll schmollendem Ton, „und hast Deinem Papa, der Dich so zärtlich liebt, noch keinen Kuß für das schöne Armband gegeben, das er Dir geschenkt.“

Warum zitterten mir auf einmal die Finger, mit denen ich mich an den Eisenstangen des Gitters hielt?

Der Baron streckte den Arm nach ihr aus, doch sie wich vor ihm zurück, nestelte fast ängstlich das glitzernde Armband von ihrem feinen Handgelenk ab und hielt es ihm entgegen.

„Nimm es nur wieder,“ sagte sie, „ich will es nicht, wenn ich Dich dafür küssen soll.“

Doch er haschte nach ihrem ausgestreckten Arm, von dem der weite Aermel halb herunterfiel. „Du sollst mich nicht küssen, sondern ich will Dich küssen,“ lachte er, sie gewaltsam an sich ziehend. Sie rangen halb im Scherz, halb ernsthaft — mir stockte der Athem —

Plötzlich rief Anna laut und angstvoll: „Geerdt — Geerdt — hilf mir!“

Ich hatte mich wie wahnsinnig an dem Gitter in die Höh' geschwungen und stand im Begriff, in den Garten hinunter zu springen. Doch auf ihren Ruf ließ der Baron sie hastig los und blickte sich um.

Allein ich hatte mich geräuschlos wieder zu Boden gelassen, und er sah mich nicht.

„Wen rufst Du — was soll das? Warum erschreckst Du mich so?“ stieß er verdrießlich aus.

Anna blickte sich ebenfalls mit dunkelrothem Gesicht um. „Ich? Ich habe nichts gerufen — wen sollte ich gerufen haben?“ versetzte sie, als ob sie aus einer Betäubung zu sich komme.

Er wollte etwas erwiedern und abermals näher an sie herantreten, doch in diesem Augenblick klang von oben aus dem Garten eine neue Stimme über den Rasen herüber.

„Ah, treffe ich Dich hier, meine theure Anna,“ rief sie, „wie glücklich bin ich, Dich zu sehen! Ihre gehorsame Dienerin, Herr Baron.“

Ich hörte den Letzteren zwischen den Zähnen murmeln: „Muß die alberne Gans auch just kommen;“ dann entfernte er sich mit mißmuthigem Gesicht und verschwand. Nun erkannte ich die Ankommende, die er so betitelt hatte; es war das Mädchen, die junge Dame jetzt, welche ich zum ersten Mal gesehen, als Anna und sie mir Arm in Arm in der Straße, wo ich jene aus der Schule abholen gewollt, entgegengekommen, und die sie mir Helene Heidmann genannt. Sie hatte sich auch verändert und war nicht häßlich

zu nennen, doch neben Anna zerfloß ihre, trotz der eleganten Mantille schmächtige Gestalt und ihr anmaßlich unter dem Rosahut hervorblickendes blaß-spitzes Gesicht wie ein inhaltsloser Schatten. Sie ging, ihren seidenen Sonnenschirm tändelnd zwischen den Fingern ihres Glacéhandschuhs hin und her schwingend, auf Anna zu, dann legte sie beide Arme um den Hals der Letzteren, umarmte sie, küßte sie auf die Wangen und sagte, sie betrachtend, wieder:

„Ah, meine theure Anna!“

„Wie liebenswürdig von Dir, meine liebe Helene, mir den ersten Besuch zu machen!“ versetzte diese.

„Ich hörte gestern Abend in einer Soirée, daß Du gekommen, und das Verlangen, Dich zu sehen, trieb mich sogleich hierher, zumal da hinzugefügt wurde, daß Du uns nur sehr kurz beglücken würdest. Ich hätte Dich mir nicht so stark vorgestellt, für Deine Jahre fast ein wenig unnatürlich.“

„Ja, ich werde mich leider nur acht Tage hier aufhalten können,“ erwiederte Anna. „Es ist übrigens seltsam, ich dachte Dich mir nicht so schlank, mehr gerundet. Du bist doch nicht kränklich, theure Helene?“ setzte sie mit besorgtem Ton hinzu.

„O, ich danke Dir für Deine übergroße Aengstlichkeit; durchaus nicht. Du weißt, magere Leute sind

die gesündesten. Die ungewöhnliche Röthe in Deinem Gesicht beunruhigt mich weit mehr, oder pflegst Du sie immer zu haben, so daß es kein beängstigendes Symptom ist?"

„Nur die Freude des Wiedersehens," entgegnete Anna, deren Röthe immer mehr zunahm. Sie schwiegen Beide einen Moment und lächelten sich an. Ich hatte, ohne daran zu denken, meine Ecke verlassen und mich der Thür genähert. Helene nahm endlich wieder das Wort.

„Es ist mir unsäglich leid, daß ich während dieser kurzen Zeit Deines Aufenthalts nur sehr wenig von Dir haben werde. Ich fürchtete es schon, als ich Deinen liebenswürdigen Brief erhielt, und es ist richtig so gekommen, daß ich für die nächsten acht Tage fast allabendlich von Verpflichtungen in Anspruch genommen bin, denen ich mich nicht entziehen kann. Ich weiß nicht, ob ich Hoffnung hegen darf, Dich in einigen von diesen Gesellschaften anzutreffen; sie würden für Dich, die Du an anderen Verkehr gewöhnt bist, muthmaßlich nicht viel Interessantes bieten, da fast nur Erwachsene an ihnen theilnehmen."

Anna's Gesicht glühte jetzt wirklich wie eine Päonie. „Du bist sehr gütig," versetzte sie lächelnd; „ich glaube nicht, daß meine Eltern sich in diesen Kreisen bewegen,

und sie werden deßhalb es voraussichtlich auch nicht gern sehen, wenn ich es thue, so schmerzlich mir es auch ist, Deiner Gesellschaft darum entsagen zu müssen."

So hochmüthig es auch gesprochen war, konnte ich mich doch nicht enthalten, unwillkürlich: „Bravo" zu sagen, denn ich sah, wie das Gesicht der Andern vor Wuth über die Antwort fast ins Gelbliche zu spielen begann, aus dem ihre Augen grünlich herausfunkelten. Sie suchte mit zitternden Lippen nach einer Replik —

Hatte sie meinen Laut gehört, oder war es instinktiv, daß sie sich plötzlich umwandte und mich gewahrte, ehe ich mich zurückzuziehen vermochte? Ein hämischer Strahl flog über ihre Züge, und sie erwiederte schnell, mit spöttischem Lächeln auf das Gitter deutend:

„Ah so, wir haben Zeugen. Verzeih', meine Theure, wenn ich gestört habe; ich hätte es mir denken können, als ich Dich so geröthet antraf. Herr Winckelmann, wenn ich nicht irre? Ich gratulire Dir, er hat sich verschönert, wirklich, er ist recht hübsch geworden."

Anna hatte sich hastig umgedreht und starrte mir athemlos ins Gesicht. „Ich verstehe nicht — ich weiß nicht — Du irrst Dich — es ist ein Zufall," stotterte sie.

„Aber, liebe Anna, Du wirst doch meiner Diskretion gewiß sein. Ein kleines Rendezvous, was weiter?“ rief Helene lachend. „Adieu, ich sehe Dich vielleicht nachher noch. — Sie hat mir noch in diesem Frühling Syringen in einem Brief für Sie geschickt, Herr Winckelmann. Ich konnte sie leider nicht bestellen, weil Sie fort waren, aber künftighin will ich gern den postillon d'amour abgeben.“

O wie wogte plötzlich der Syringenduft durch den Garten und nahm all' mein Denken gefangen! Ich wußte nicht, was ich dachte, sagte — das klopfende, bis zum Zerspringen klopfende Herz dachte und sagte und stammelte es:

„Anna, meine Anna — an dieser Stelle haben wir Abschied von einander genommen. Weißt Du noch, was Du mir zum Gedächtniß gabst, daß Du es nie vergessen würdest? Komm, laß die bestrafte Närrin gehen — komm wieder hieher zu mir. Ich will Dir wieder geben, was Du mir gabst — diese Stelle ist heilig. Wie oft habe ich hier gestanden und an Dich gedacht, meine Stirn wider dieß Eisen gelegt, wo Deine Wange lag — wie oft den Syringenduft geathmet, der nur für uns Beide, nur für Dich und mich allein mehr um diese Stätte weht, Anna —“

Ich schwieg und rüttelte wie sinnlos an den ver=

goldeten Eisenstangen. Anna war blaß geworden wie die Marmorfiguren hinter ihr, nun griff sie krampfhaft nach dem Arm ihrer Freundin und sagte, sie mit sich fortziehend, laut:

„Der Mensch ist verrückt, ich habe ihn nie wiedergesehen, seitdem ich ihm damals mit Dir begegnete. Das mit den Syringen in dem Brief hast Du mißverstanden, meine theure Helene; Du hast eben gesehen, wie sehr selbst eine Freundin sich irren kann. Ich meinte mit dem —"

Ich hörte nicht mehr. Meine Hand ließ das Gitter fahren und glitt in den Graben zurück, in den einst zwischen den wogenden Syringen hindurch das Kind in blauem Kleide mit dem goldenen Haar vor meine Füße gestürzt war, von dem ich geglaubt, der Himmel habe sich aufgethan, um mir seinen Engel herunterzusenden.

Lösche Deine kleine Lampe aus, Geerdt Winckelmann, lösche sie auf immer aus. Arbeite, Geerdt Winckelmann; baue an dem Haus, zu dem Dein Vater die Mittel zusammengescharrt. Es wird Keiner nach Dir in dem Hause wohnen, aber arbeite, denn der Onkel Biesewig hat Recht: das Leben ist nichts als eine freudlose Arbeit. —

Nebel.

Anna.

Es liegt wie Nebel über Allem, was ich schreiben werde. Nicht wie der Duft und Flor, der sich in Sommernacht über den blühenden Grund legt und im Frühstrahl roth und röther färbt, bis die Sonne ihn verzehrt hat und mit ihrem lachenden Antlitz jede Tiefe erhellt. Nein, es liegt darüber wie der schwere Novemberrauch, der sich trüb und mißmuthig zusammenballt, durchfeuchtet und durchfröstelt; — der Alles umwogt und verdüstert und mit bleiernem, lebensüberdrüssigem Grau übermalt, das nicht dunkel und nicht Licht ist; — der mehr und mehr sich verdichtend, sein freudloses Gespinnst um die Augen webt, daß der Tag um Mittag vorüber scheint und die Schatten der Nacht beginnen.

Ich weiß noch den Tag, an dem ich den Anfang des Nebels zuerst empfunden, den die Sonne seitdem nicht wieder bewältigt hatte. Es war der erste meines damaligen kaum achttägigen Besuchs in meiner Vaterstadt, an dem Helene Heidmann zu mir in den Garten kam, um mich zu begrüßen. Ich kehrte nach Brüssel zurück, ohne sie wieder zu sehen — fast drei Jahre waren abermals seitdem vergangen.

Es war ein gleichmäßiger, matter Dunst, der mich dort umgab. Er nahm nicht zu, nicht ab; er verschleierte nur leise jedes Ding, daß es nicht mehr das Aussehen bot, wie früher. Das Leben im Hause der Madame Froissart schien mir einförmig, der Sommer in Ostende langweilig, im Grunde überhaupt das Ganze zwecklos. Ich wünschte eine Abwechslung. Manchmal, wenn ich im Wagen an einer Bauernhütte vorüberrollte, vor der ein Landmädchen meines Alters mit bloßen Füßen an mühsamer Arbeit beschäftigt war, empfand ich etwas wie einen körperlichen Reiz, hinauszuspringen, um einen Augenblick dem Nebel zu entrinnen, der mit mir im Wagen fuhr, und mich in dem vollen, glänzenden Sonnenschein zu baden, der die plumpen Zöpfe und das vollbackige, lachende Gesicht der Bauerndirne umfloß. Ich hätte auch ihre Arbeit dafür gethan, wenn es nicht anders gegangen wäre. Vielleicht konnte ich dann ebenfalls einmal so herzhaft frohsinnig, ohne jeden Nebengedanken lachen, wie sie.

Ich war dem siebenzehnten Jahre näher als dem sechzehnten, beinahe die Aelteste in dem Institut und lebte mit der Leiterin desselben auf vertrautem Fuß. Sie hegte offenbar den Wunsch, die Renommée ihrer Anstalt dadurch zu erhöhen, daß ich, eine aus weiter

Ferne gekommene Fremde, von ihrem Hause aus eine glänzende Partie machen sollte, und begünstigte im Stillen die Versuche mehrerer adeliger junger Herren aus der Residenz, sich mir zu nähern. Eine Zeitlang schmeichelte es mir, weil der Neid meiner Mitelevinnen mich kitzelte, doch dann lag auch über den Köpfen meiner vornehmen Verehrer der müde, verschleiernde Nebel und verwischte mir den Reiz. Nur einmal zerriß er, eines Tages, als Einer — ich glaube, es war ein Graf — mir zu Füßen fiel, von dem Wahnsinn seiner Liebe sprach und mir Herz und Hand antrug. Da lachte es einen Moment so herzhaft, so ungestüm in meinem Herzen auf, wie von den rothen Lippen der Bauerndirne. Er stand schwer beleidigt auf und eilte fort; Madame Froissart schüttelte unwillig den Kopf. Doch ich lachte über ihre Vorwürfe, daß ich eine so beneidenswerthe Lebensstellung ausgeschlagen, weiter. Mir war frohsinnig zu Muth, denn es schien mir, als sei der Nebel dünner geworden, als könne er noch einmal gänzlich wieder verschwinden und die Sonne durchbrechen.

Kurze Zeit darauf kam ein Brief von Mama, der meine Rückkehr verlangte. Meine Bildung müsse vollendet sein, stand darin, und sie sei kränklich, so daß unser Haus eine Repräsentantin erfordere. Ich nahm

kurzen Abschied von der Stadt, den Menschen, mit denen ich fast sieben Jahre gelebt — es ward mir nicht schwer, und es hielt mich nichts — und reiste.

War das die Abwechslung, die ich erwünscht? Ich wußte es nicht. Vielleicht.

In Brüssel hatte der Frühling begonnen, wie ich es verließ; als ich in der Heimath eintraf, lag dort Alles noch winterlich und kalt. Die ersten Tage, in denen das Alte neu erscheint, gingen vorüber. Ich hatte meine Toilette bestaunen, meinen französischen Accent bewundern gehört. Man hatte mir auf der Straße nachgesehen und gefragt, wer ich sei. Das war vorüber, Jeder in der Stadt wußte es jetzt. Ich fühlte, daß es in ihr noch weniger gab, was Reiz besaß, und sehnte mich nach Brüssel zurück. Die Straßen schienen mir eng, die Häuser niedrig, die Einrichtungen kleinstädtisch. Was man sprach, war interesselos, drehte sich stets um das nämliche langweilige Thema. Der Nebel war mit mir von Brüssel gekommen und nicht dünner geworden; im Gegentheil, er verdichtete sich.

Die Tage gingen. Unser Haus war trist, Mama lag gemeiniglich auf dem Sopha und konnte kein Geräusch vertragen. Sie hatte sich sehr verändert und hustete oft stundenlang. Ein Arzt, der sich erst in

meiner Abwesenheit in der Stadt niedergelassen, besuchte sie häufig. Ich sah, daß er einmal hinter ihrem Rücken gegen Papa die Achseln zuckte, und ahnte, was es bedeutete. Doch nach einer Stunde dachte ich nicht mehr daran.

Papa war lebhaft wie immer und hatte sich nicht verändert. Er neckte mich gern, kitzelte mich und hielt mir die Hände fest; doch er nahm auf Mama's Reizbarkeit Rücksicht und that es selten in ihrer Gegenwart, denn, wenn sie dabei war, machte sie ein zorniges Gesicht und gebot mir, ruhig zu sein. Auch im Nebenzimmer konnte sie es nicht vertragen, wenn ich manchmal, mich unter seinen Händen fortwindend, unwillkürlich aufschrie. Sie rief mich dann laut und stand einigemale, da Papa mich nicht an sich zu ihr vorüber ließ, auf, kam hastig durch die Thür und überschüttete mich mit Vorwürfen.

„Du bist ein erwachsenes Mädchen, Annette,“ sagte sie, „und solches Toben schickt sich nicht für Dich.“

Ich vertheidigte mich entrüstet und erwiederte, daß ich nicht tobe, sondern daß Papa stets es sei, der anfange und mir oft weh thue. Doch sie entgegnete nur, mich mit ihren eingesunkenen Augen anfunkelnd:

„Schweig! Du bist ein verstocktes Geschöpf und

kannst mir nicht gerade in die Augen sehen. Es wird Ulquist nicht einfallen mit einem albernen Dinge, wie Du bist, Spaß zu treiben, wenn Du ihn nicht dazu veranlaßt. Du gefällst mir gar nicht, seitdem Du zurückgekommen; auch Deine Kleidung ist höchst unpassend. Ich will Dich nicht mehr in diesen ausgeschnittenen Kleidern und mit bloßen Armen sehen; verstehst Du mich? Ein Mädchen das nicht heimtückische Absichten hat, trägt sich nicht so, zumal in kalter Jahreszeit."

„Es wird ja Frühling," sagte ich kurz.

„So? Du merkst es wohl?" versetzte sie mit höhnischem Ton. „Geh' sofort und kleide Dich um; was ich will, geschieht, es ist Winter."

Ich ging trotzig auf mein Zimmer und that es nicht. Was sollte dieß Coujoniren, als ob ich ein kleines Kind wäre? Daran war ich nicht gewöhnt. Mama's krankhafte Reizbarkeit und Launen waren mir unerträglich. Früher hatte sie mich: „mon coeur, mon ange, ma petite Annette" genannt. Jetzt that sie es nie mehr und war ergrimmt, wenn Papa es statt ihrer that. Papa war mir auch unerträglich. Ich warf jetzt doch mit einem Ruck das ausgeschnittene Kleid ab und vertauschte es mit einem hoch bis an den Hals reichenden. Mama hatte Recht, nur anders,

als sie meinte; er konnte mich dann nicht so in die bloßen Schultern und Arme kneifen.

Ich fürchtete mich fast davor, mit ihm in einem Zimmer allein zu sein, und flüchtete mich oft an ihr Sopha, um nur nicht molestirt zu werden. Aber dann, in besserer Laune, lamentirte Mama mir über ihn, daß er so verschwenderisch sei, und daß sie, seitdem er sich die Kasse ganz zugeeignet, gar keine Ahnung mehr davon besitze, wie viel er ausgäbe. Vor Allem wiederholte sie mir täglich, daß ich keine Geschenke von ihm annehmen solle, sondern, wenn er mir solche mache, sie ihr bringe; sie sorge ja selbst dafür, daß mir nichts mangle.

Ja, es war entsetzlich trist im Hause, und der Nebel verdichtete sich immer mehr. Oefter als je mußte ich an das vollbackige Mädchen vor der Bauernhütte bei Ostende denken, die im Sonnenschein lachend arbeitete. —

Außer dem Hause verkehrte ich fast nur mit Helene Heidmann. Wir liebten uns zärtlich wie immer, doch ich kam selten zu ihr und sie noch seltener zu mir. Wenn sie es that, so wußte ich, daß es nur geschah, weil sie irgend eine Bosheit im Vorrath hatte, die sie bei mir in Anwendung bringen konnte. Doch ich hörte sie und schwieg, es hatte keinen Reiz mehr für

mich, sie ihr zurückzugeben. Wozu? Die Gleichgültigkeit kränkte sie vielleicht am meisten. Außerdem, es wäre so leicht gewesen, sie auf's Tödtlichste zu verwunden, ich brauchte nur die Hand auszustrecken. Hektor Kuhlmann kam in letzter Zeit viel zu uns und saß stundenlang neben Mama's Sopha und sagte ihr Artigkeiten. Mama war entzückt von ihm und konnte, wenn er fort war, kein Ende finden, ihn zu preisen und nachzurechnen, wie reich er sein müsse. Einige Male traf Helene ihn bei uns. Er beachtete sie kaum, sondern richtete das Wort nur an mich und bewunderte Alles, was ich sagte, obwohl es in der Stadt hieß, daß er heimlich mit Helene verlobt sei. Sie zitterte vor Aufregung und vermochte sich kaum zu beherrschen; es hätte nur einer flüchtigen Anwandlung bei mir bedurft, um sie auf's Tiefste vor mir zu demüthigen. Doch ich fragte mich wieder: Wozu? und ließ die Gelegenheit vorübergehen. Ueberdieß war Hektor Kuhlmann mir zu sehr zuwider, als daß ich es über mich gewonnen hätte, ihm auch nur auf eine Minute ein freundlicheres Gesicht zu machen.

Endlich war der Frühling auch bei uns da. Freilich, wozu auch er?

Aber man konnte doch aus den dumpfluftigen Zimmern, von Mama's Launen und Lamentationen

fort, in der warmen Sonne am Gitter stehen und über die Wiese blicken. Freilich, der Nebel lag auch da, im vollsten Sonnenglanz — über der Wiese vielleicht am meisten.

An einem schönen Apriltage war es. Ich hatte gesehen, daß Hektor Kuhlmann auf unser Haus zukam, und mich, um ihm auszuweichen, auf mein Zimmer begeben. Als ich ihn wieder fortgehen hörte, begab ich mich zu Mama zurück. Sie empfing mich mit einem gnädigeren Gesicht als sonst; sie lächelte und sagte, sie fühle sich außerordentlich wohl.

„Eine Mutter fühlt sich immer wohl,“ setzte sie hinzu, „wenn sie für das Glück ihres Kindes gesorgt hat. Herr Kuhlmann hat soeben um Deine Hand angehalten, Annette, und ich habe sie ihm zugesagt. Morgen wird bei uns die Verlobung stattfinden und im Mai die Hochzeit sein. O wie poesievoll ist das, im Mai zu heirathen! Ich habe alle Bedingungen mit ihm festgesetzt und bin völlig zufrieden. Er ist ein äußerst nobler Charakter; Du erhältst jährlich zweitausend Thaler Nadelgeld, und wenn Du frühzeitig ohne Kinder Wittwe werden solltest, die Hälfte des Vermögens.“

Ich brach erst in ein Gelächter aus. Dann, wie

ich sah, daß ihre Brauen sich finster zusammenzogen, starrte ich sie sprachlos an.

„Geh' und kleide Dich um," befahl sie, „Du kannst jetzt ein ausgeschnittenes Kleid wählen, für eine Braut ist es passend."

Ich fand endlich Worte: „Ich werde nie Hektor Kuhlmann's Braut sein, Mama."

„Du bist es schon, und morgen wird die Stadt es erfahren," versetzte sie zornig. „Verlaß Dich darauf."

Es flirrte mir wie dichter Nebel vor den Augen. „Man klopft an die Thür im Nebenzimmer," sagte Mama, „sieh nach, wer da ist. Wenn es ein Besuch ist, empfange ihn, ich bin nicht sichtbar."

Mechanisch ging ich und öffnete die Thür. Helene fiel mir um den Hals und küßte mich. Ihr Gesicht hatte einen triumphirenden Ausdruck — ich empfand es dunkel, obgleich ich es nur undeutlich durch den Nebel sah. Sie fragte, ob sie mich störe, und ich wollte „Ja" sagen, doch ich antwortete: „Nie".

Mein Herz antwortete es, denn es dachte nicht an sie, es dachte nur: „Nie — nie — nie!" und die Lippen sprachen es nach.

„So denke ich auch," versetzte Helene, „eine wirkliche Freundin stört nie. Doch ich komme auch nur

im Fluge vorüber, um Dir, meine theure Anna, mitzutheilen, daß ich mein Verlöbniß mit Hektor Kuhlmann gelöst habe. Warum soll ich es nicht gestehen, es war eine Verirrung. Ich habe ihm alle Geschenke zurückgeschickt, er mag meinetwegen Personen nachlaufen, die besser für ihn geeignet sind. Denke Dir, welche Ueberraschung ich heute Morgen hatte. Papa hat den jungen Doktor Winckelmann, der sich erst seit ein paar Tagen hier niedergelassen und ein glänzendes Examen gemacht haben soll, für uns als Hausarzt engagirt. Er machte uns eben seinen Antrittsbesuch; ich befand mich zum Glück in Toilette, weil ich Hektor — Herrn Kuhlmann, der immer um die Zeit durch unsere Straße kommt, begegnen und ihn öffentlich ignoriren wollte. Welch' ein stattlicher Mann, der Doktor Wickelmann — Du erinnerst Dich seiner doch noch, heißt er nicht Gerhard? — geworden! Papa scherzte mit ihm und meinte, als Arzt müsse er sich jetzt bald verheirathen. Er erwiederte ernsthaft, er sei hier fremd geworden und kenne kein Mädchen in unserer Stadt, doch wie ich ihn scherzend daran erinnerte, daß er mich doch wenigstens schon zweimal gesehen — ich rief ihm die Umstände ins Gedächtniß — da wurde er roth und empfahl sich nachher rasch und sichtlich

verlegen. Ich würde das Niemanden als meiner theuersten Freundin erzählen, denn Du weißt, ich rede nicht gerne von Dingen, die noch nicht unumstößlich sind. Aber ich weiß — ein klein wenig rachsüchtig sind wir doch alle — wenn ich Karten versende, soll Herr Kuhlmann die erste mit einem goldenen Rande bekommen. Du sollst es auch sogleich erfahren, meine theure Anna — wann hätte ich Dir etwas Freudiges verschwiegen? Doch ich verplaudere mich, unter uns, Mama hat ein wenig Migräne erheuchelt und sofort wieder nach unserem neuen Arzt geschickt, — ich glaube, er kommt gerne. Adieu, mein Herz!"

Sie küßte mich und eilte hinaus. Ich sah nichts mehr von ihr, ich starrte zum Fenster hinaus. Mir war, als sei ich blind geworden, so hatte der Nebel sich in wenigen Minuten verdichtet. Er stieg mir zum Herzen, ich vermochte kaum zu athmen.

„Warum so niedergeschlagen, meine süße Annette, hat Mama mit Dir gezankt?" fragte eine Stimme hinter mir, und eine Hand glitt mir streichelnd über Haar und Schläfe. Es war Papa. Er legte seine Lippen fest an mein Ohr und flüsterte weiter:

„Ich weiß, worüber Du nachsinnst, liebes Mäd-

chen. Mama will Dich mit Herrn Kuhlmann verkuppeln, und Dein Herzchen möchte einen Andern."

Ich fuhr zusammen, wie ein Blitz schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß Papa es doch vielleicht gut mit mir meine, daß er helfen könne — ich wußte nicht gegen wen, wozu, doch ich drehte mich hastig um und stammelte: „Woher weißt Du — —?"

„Glaubst Du, daß ich blind sei?" lächelte er bedeutungsvoll. „Habe keine Angst, mein Herz; der Doktor sagt, daß Mama den Sommer nicht erleben wird, so lange will ich die Sache mit dem Herrn Kuhlmann schon verhindern, und dann bin ich frei und frage ein gewisses kleines, reizendes Mädchen: Willst Du Frau Baronin sein, Anna?"

Ich riß ungestüm meine Hände, die er fest an sich gedrückt hatte, aus den seinen und stürzte aus der Thür, hinunter auf den Hof, in den Garten. Ich sah nichts mehr, ich lief besinnungslos weiter, bis das Gitter unten mich hemmte und ich die Stirn schmerzhaft dagegen preßte. Die Thränen strömten mir unaufhaltsam aus den Augen, mein Herz klopfte wild, und die Kniee wollten unter mir brechen.

O Gott, was sollte ich beginnen, wohin — der Nebel lag überall! Auf der Wiese, im Hause, vor

meinen Augen, im Herzen. Die ganze Welt war ein dichtes, nebelndes Gewoge —

Ich konnte mich nicht mehr aufrecht halten und schlich zurück. Wohin? Ins Haus? Mir schauderte. Aber ich wollte liegen, schlafen, sterben am liebsten. Wozu noch leben?

Mein Auge fiel auf das unbewohnte Gartenhaus, und ich faßte instinktiv im Vorüberwanken nach der Thür. Sie war offen, ich zog mich am Geländer die Treppe hinauf, bis ins obere Zimmer, in dem eine Chaiselongue stand. Müde fiel ich darauf und schlief. Es war schattig, wo ich lag, und mir träumte, daß ich dicht im Nebel vergraben sei. Doch allmälig ward es heller, wie als wenn die Sonne durchbrechen wollte. Nun fiel ein Strahl auf mein Gesicht, und mir war, als komme er durch Syringenblüten und als liege ich in dem kleinen Borkenhäuschen mit den bunten Scheiben, das ehemals an dieser Stelle gestanden. Das war schön, und ich hörte plötzlich eine Stimme, die ich so wohl, ach so wohl kannte, sagen:

„Ich habe Dich überall gesucht, endlich finde ich Dich. Also hierher hast Du Dich geflüchtet, Du scheues Herz — —?“

Ich fuhr aus dem Traum auf und starrte, von der Sonne, die über mein Gesicht floß, geblendet, vor

mich hin. Dann kam mir das Bewußtsein, und es riß mich mit dunkler Angst auf. Nein — es waren die Worte, aber nicht die Stimme, die ich im Traume gehört —

Doch zwei Arme, die Arme, die ich seit heut am meisten fürchtete, hielten mich auf der Ruhebank zurück, und Papas Gesicht beugte sich dicht über mich.

„Du hast mir noch keine Antwort auf meine Frage von vorhin gegeben, süßes Mädchen,“ flüsterte er. „Bist Du zu schüchtern, es zu sprechen, so sag' es mir sonst mit den Lippen.“

Sein dunkel geröthetes Gesicht kam mir näher, er hatte beide Arme um meinen Leib verstrickt, daß ich mich nicht loszuringen vermochte. Ich konnte nur schreien und that es, und sagte mir zugleich in dunkler, wahnsinniger Angst, daß Niemand es hören werde.

„Närrisches Ding,“ sagte er ungeduldig, „die Lippen sind nicht zum Schreien —“

Doch plötzlich ließen seine Arme mich los, und ich fiel zurück.

„Also hier feiert ihr euren Frühling?“ sagte eine matte, tonlos bebende Stimme von der Schwelle, und Mama stand entsetzensvoll blaß, hager, mit glühenden Augen am Eingang des Zimmers. Allein ich achtete nicht auf ihren Gesichtsausdruck, ich stürzte, ohne an

das, was sie mir am Morgen gedroht, zu denken, fast unbewußt auf sie zu und rief: „Hilf mir, Mama, ich will den Papa nicht küssen!“

Aber sie stieß mich mit ihrer mageren Hand zurück und lachte widerwärtig, hohlklingend auf. „In dem Augenblick, wo ich euch aufspüre, euch gefunden, willst Du es nicht, nicht wahr? Das hätte Deine Mutter auch gesagt, wenn ich vor achtzehn Jahren plötzlich so vor ihr gestanden. Das ist das Erbe, das Du von ihr hast, und ich will es Dir nicht rauben. Du wirst es wohl noch oft anwenden, aber nicht mehr in meinem Hause —“

Ein Hustenanfall unterbrach sie. Ich verstand nicht, was sie sagte, nur den verächtlichen Ton, der mein Blut wallen machte, Trotz und Wildheit in mir aufschürte.

„Ich habe nichts gethan, was solche Sprache verdient,“ erwiederte ich stolz, denn ich brauche mich nicht küssen zu lassen, wenn ich nicht will. Aber“ — es schoß mir plötzlich wie dunkle Erinnerung durch den Kopf — „wenn ich es thäte, hättest Du am wenigsten Recht, mir Vorwürfe darüber zu machen, Mama, denn Du hast den Papa auch geküßt, als mein Papa, mein wirklicher Vater, noch lebte.“

Es fuhr mir heraus; ich hatte noch nie darüber

nachgedacht, doch zugleich mit den Worten erkannte ich, was sie bedeuteten. Mama war noch bleicher geworden und hielt sich rückwärts mit der Hand an der Wand. Ihre Lippen sahen blau aus und zitterten; wenn ihre Brust es vermocht, hätte sie geschrieen. So jedoch keuchte sie es nur, ihre Hand ausstreckend und auf die Thür deutend:

„Aus meinen Augen, aus meinem Hause, elende, nichtswürdige Kreatur, die ich aus Barmherzigkeit aufgenommen, genährt, meine Tochter genannt! Ich Deine Mutter? Haha — Du etwa ein Anrecht auf mich, auf das Vermögen Deines Vaters, auf etwas? Eine gemeine Dirne, wie Du, war Deine Mutter! Eine Handwerkerstochter, die im Hunger und Elend umgekommen, als sie Dich zur Welt gebracht! Eine Bettlerin, wie Du jetzt, wo ich Dich aus meinem Hause auf die Straße werfe, wohin Du gehörst! Ha — ha —“

Sie lachte krampfhaft, doch ein Blutsturz, der über ihre Lippen brach, schnitt ihr Gelächter ab. „Die Todten — die Todten, sie lassen nicht ab,“ murmelte sie und schleppte sich, auf's Geländer gestützt, die Treppe hinunter. Doch drunten lachte sie abermals auf, und es verklang unheimlich weiter und weiter zum Hause hinauf.

Ich stand allein im Zimmer und hörte es, der Baron Ulquist hatte sich lange entfernt. Ein einziger greller Blitz hatte den Nebel zerrissen und mich getroffen. Er leuchtete weit mit falbem Licht zurück und erhellte mir urplötzlich die Räthsel meines Daseins. Zitternd umspielte er die bleiche, gramgedrückte Gestalt meines Vaters mit den ruhelosen Augen — weit, unendlich weit hinauf, sein Schimmer reichte kaum bis dahin, überglänzte er ein noch viel blasseres, stilles Gesicht mit großen, unbeweglichen Augen unter dem goldbraunen Haar, und er erlosch.

Es war Alles wahr, was sie gesagt; die Wahrheit brauchte nicht bewiesen zu werden, sie stand in meinem Herzen.

„Eine Handwerkerstochter — eine Bettlerin — auf die Straße,“ wiederholte ich langsam. Ich sah und hörte Alles, das Flimmern der Sonnenstrahlen draußen auf den grün schimmernden Sträuchern, das Gezwitscher der Buchfinken, die ihr Nest bauten. Der Blitz hatte den Nebel zerrissen; aufgeschichtet, undurchdringlich lag er zu beiden Seiten, nur ein einziger Weg ging durch ihn hin. Deutlich sah ich ihn, er führte durch die Stadt hinaus, über das Feld, an den Weidenbusch. Dort endete er an dem kleinen schwarzblickenden Teich, in dem wir einst nach Salamandern

gefischt, und von dem der Onkel Biesewig gesagt, daß er unergründlich tief sei.

Wenn ich den Fuß vorwärts bewegte, hatte ich den Weg betreten, um ihn nicht mehr zu verlassen, ich wußte es. Ich horchte noch einmal auf das fröhliche Zwitschern der Vögel, mein Auge flog an dem goldenen, sonnenbeglänzten Gitter vorüber, und ich ging.

Ueber den Holzplatz, durch den Hof, bis an den Thorweg. Nein, nicht in diesen Kleidern, sie gehörten mir nicht und paßten nicht für den Weg. — Gehörte mir überhaupt noch irgend etwas?

Ja, es mußte irgendwo in einer Ecke noch ein altes Kleid, ein Mantel sein, den ich vom Onkel Biesewig erhalten. Ich dachte nicht, wie lange es her, wie eng und verwachsen es auch sein müsse, unwillkürlich schlich ich die Treppe hinan und ging auf den Zehen in mein Zimmer.

Vergeblich; ich suchte, das Kleid war nicht mehr vorhanden, nirgendwo. Doch beim Suchen gerieth mir wieder etwas in die Hand, das ich schon einmal verstäubt gefunden. Eine gelbe Figurengruppe, ein Knabe, der ein Mädchen auf dem Arm trug; „Geerdt“ und „Anna“ stand darunter kaum mehr leserlich ein-

geritzt. Ich nahm es in die Hand und betrachtete es. Das gehörte mir, sonst nichts.

Plötzlich überlief mich ein heißer Gedanke. Wenn der Zufall es fügte, daß ich auf meinem Wege durch die Stadt Geerdt — Geerdt Winckelmann begegnete? Ein Arzt ging viel umher —

Um nichts, o um nichts, nur das nicht! Ich blickte irr im Zimmer umher, meine Augen fielen über den Tisch, auf dem das kleine Messer mit dem silbernen Heft lag, das ich aus Brüssel mitgebracht.

Seltsames Gedankenspiel! Hatte ich nicht einmal gedacht: Ich würde es Helene Heidmann ins Herz stoßen und dann mir, wenn — wenn was — —?

Wie kindisch thöricht! Die Klinge war scharf, aber viel zu kurz, zu rund, um ein Herz zu erreichen. Man konnte höchstens damit —

Was? War es nicht eine Scheere gewesen, von der der Onkel damals erzählt, daß sich das Mädchen mit ihr die Pulsadern an der Hand geöffnet und verblutet? Aus hoffnungsloser Liebe — ja, so war's. Wie deutlich entsann ich mich jetzt all' der vergessenen Dinge aus der Zeit!

Ich blickte auf mein Handgelenk und fühlte nach dem Puls. Er ging ganz ruhig, gleichmäßig. Warum

sollte er es nicht? Der Weg mußte gegangen werden, nur war dieser kürzer. Sortons!

Ruhig nahm ich das silberne Heft fest in die linke Hand. Sie mußte, ungewandter wie sie war, an Kraft verlieren, wenn die Rechte ihre Aufgabe an ihr zuerst vollzog.

Es gelang nicht gleich — nun — trotzdem, wie gering war der Schmerz, der hinreichte, dem Nebel zu entfliehen, aus dem kein anderer Ausweg war. Fast verwundert sah ich auf den kleinen rothen Strahl, der sich im Bogen emporschnellte. Die verwundete Hand zitterte kaum, im Gegentheil, sie war geübter als ihre ungeschickte Genossin. Sie hatte von ihr gelernt und vollbrachte ihre Pflicht schnell und leicht. Auch aus dem linken Arm sprang der dünne Strahl wie ein rother Faden auf. Wenn ich den Finger darauf setzte, schlich er nur eben, in Tropfen, darunter hervor.

Wenn ich es that, mit beiden Händen, und rief! Wenn ich hinauseilte auf die Straße irgendwohin, wo Menschen waren! Dann war noch nichts geschehen — Und es war Alles wie zuvor. Ich lächelte zum ersten Mal wieder auf die plötzliche Anwandlung von Schreck und Angst, die mich beim Anblick des Blutes, das den Boden roth zu färben begann, überkommen.

Einschlafen zum letzten Mal, weiter nichts. Nicht wieder aufwachen, nicht mehr vom Nebel bedrückt werden. Nicht auf die Straße — nicht verlacht, verhöhnt, mit Fingern gedeutet werden, die Handwerkerstochter, die Bettlerin, die als Baronin in Brüssel erzogen. Ohne die entsetzliche, unheimliche Furcht vor Dem, den ich bis dahin Papa genannt. Nicht gezwungen werden, Hektor Kuhlmann's Frau zu sein — nicht erleben, daß Helene Heidmann die Karte schicke, worauf stände — —

Meine Gedanken flossen durcheinander. Ich hatte mich ausgestreckt auf's Bett gelegt; mich durchströmte es mit linder Wärme, als ob die Frühlingssonne auf mich fiele. Ich hörte wieder die Vögel drunten im Garten bei ihrem Nestbau leise singen, dann stand ich und legte die Stirn an das kalte Gitter. Es war ein Duft um mich, den ich mit geschlossenen Augen einathmete.

„Es weiß doch Niemand mehr, daß hier einst Syringen gestanden," murmelte ich halb bewußtlos — „Niemand als ich und als Geerdt —" Dann glitt mein Kopf besinnungslos seitwärts an den Rand.

Pflicht.

Onkel Biesewig.

Dr. med. et chir. Gerhard Winckelmann stand neben mir an meinem Schreibtisch und sagte:

„Fünf Tage in der Stadt und bereits elf Patienten — vielleicht wird das Dutzend heute noch voll — dazu in zwei Familien Hausarzt, ich bin vollkommen zufrieden, Onkel, und wüßte, nachdem ich auch eine so trefflich gelegene Wohnung erhalten, in der That gar nichts, was mir fehlte.“

Ich versetzte — es war manches Jahr vergangen, daß ich innerlich nicht so frohlaunig gewesen, als wie ich jetzt den mannhaften, tüchtigen Burschen da, in sich und durch sich selbst fertig, vor mir stehen sah — ich versetzte:

„Ich wüßte in der That auch nichts, Geerdt, als vorderhand den zwölften Patienten. Weiß der Himmel, mein Junge, ich bin nicht übermäßig freigebig gegen Dich gewesen, seitdem Du zum letzten Mal hier über die Schwelle gekommen — der alte Geizhammel (denn so hast Du mich doch wohl im Stillen oft genug genannt) will Dir einmal etwas zu Gute thun, und wenn ich heute noch einen neuen Patienten bekommen sollte, so will ich ihn Dir abtreten, damit

Dein Dutzend voll wird. 'S ist ein Wort, wenn der Fall auch noch so interessant ist, Du sollst ihn haben."

Ich glaube, ich lachte dabei und schlug ihm auf die Schulter. Er stand so ernsthaft da, wie ich noch kaum je einen jungen Mann von seinem Alter gesehen; er war mir fast zu ernsthaft. Seitdem er zurückgekommen von der Universität, hatte er noch nicht gelacht, und er konnte es doch mit Recht; denn ein glänzenderes Examen war lange nicht im Lande gemacht worden, und seine Zukunft lag so gesichert vor ihm, als ob er Hunderttausende besessen, als ob — ich gar nicht sein alter, hartherziger Onkel gewesen wäre, der ihn hatte darben und sich mühsam selbst emporringen lassen, wie ich es seinem Vater in der Todesstunde feierlich versprochen, damit der Sohn des Handwerkers sein Leben und seine Existenz allein der Arbeit des Handwerkers und eigener Ausdauer und Tüchtigkeit verdanke. Ja, seit langer Zeit lachte es mir zum ersten Mal wieder im Herzen, und es zuckte mir oft in den Fingern, mit einem Ruck die Schublade in meinem Schreibtisch aufzureißen, darin neben dem falschen das echte Testament lag, das seit einem Jahrzehnt den Sohn des Drechslermeisters Winckelmann, Gerhard Winckelmann, zum alleinigen Universalerben der Hinterlassenschaft seines Pflegevaters, des

Doktor Knut Biesewig, in hiesiger Stadt einsetzte. Aber dieser Gerhard Winckelmann war ein so ernsthafter, sonderbarer Gesell geworden, daß ich manchmal über das Resultat meines Systems erschrak. Wie die verkörperte Wissenschaft stand er vor mir, ohne Interesse für irgend etwas Anderes, so daß mir der Scherz, in den ich ihm die Mittheilung über das Testament, über den langjährigen Betrug kleiden wollte, stets auf der Zunge erstarb. Er war vor Kurzem noch auf der Universität mündig geworden, und ich hatte ihm gleich nach seiner Rückkehr den hinterlassenen Brief seines Vaters eingehändigt. Er öffnete und las ihn in meiner Gegenwart; es mußte etwas Besonderes darin stehen, denn ich sah, daß er blaß wurde und sich abwandte, doch er steckte ihn schweigsam in seine Brusttasche und sprach kein Wort darüber.

Er hatte Recht und ich keines, ihn zu fragen. Hatte ich anders gegen ihn gehandelt seit — seit langer Zeit? Hatte ich ein anderes Band zwischen uns geknüpft, als das des dürren Unterrichts, trockenen Wissens? Durfte ich verlangen, erwarten, daß mir von seinen Lippen ein anderes Echo entgegenkomme, als der kalte Ton, den ich darauf gelegt?

Wo war der fröhliche Knabe mit dem gedankenvollen schwärmerischen Auge geblieben, der mir seine

ersten Verse gebracht? Ich hatte ihn in den ersten Tagen seiner Heimkunft unwillkürlich einmal gefragt, ob er noch dichte? Doch er lachte nicht wie sonst dabei, sondern erwiederte kurz: „Nein“.

Er lachte auch jetzt nicht, wie ich abermals von meinem Geiz sprach und ihm den zwölften Patienten verhieß, wenn ich ihn bekommen würde, so daß ich meinen Scherz fast verlegen vor seinem ernsthaften Gesichte abbrach. Doch im selben Augenblicke wurde draußen heftig die Hausthür aufgerissen und auf dem Flur gerufen: „Ist der Doktor zu Hause?“

„Lupus ex fabula, Geerdt,“ sagte ich lächelnd. „Da hast Du Dein Dutzend; accipe omen!“

Allein noch ehe ich es gesagt, flog die Zimmerthür auf, ein schreckensbleiches Mädchen stürzte herein und schrie:

„Um Gottes willen, Herr Doktor, kommen Sie schnell — sie verblutet sich — sie hat sich selbst getödtet, glaube ich — der Boden schwimmt von Blut, und sie bewegt sich nicht mehr — der gnädige Herr hat sie gefunden und hält ihr den Finger auf die Wunden —“

Ich griff hastig nach meiner Verbandtasche und sagte: „Komm mit, Geerdt! Wenn noch zu helfen ist, werden wohl zwei Arterien zu unterbinden sein.

Wahrscheinlich wieder einmal aus Liebeskummer. Wer ist es denn, ist sie jung oder alt? Die Jugend kann schon eher einen tüchtigen Aderlaß vertragen."

Das Mädchen starrte mich an. „Ach Gott, kennen Sie mich nicht, Herr Doktor? Die gnädige Frau wird gewiß zürnen, weil sie ja jetzt einen andern Arzt hat; aber der Herr Baron rief, ich solle zum nächsten laufen —"

„Baron? Baron Ulquist —?" fragte ich, und es überlief mich seltsam — „hat die Frau Baronin selbst Hand an sich gelegt?"

„Nein, die wird doch nicht lange — aber so jung und so schön und reich — das gnädige Fräulein, das Fräulein Anna — wie ist es nur möglich?" jammerte das Mädchen.

Ich fühlte, daß das Blut mir eisig nach dem Herzen strömte, und hielt unwillkürlich in meinem schnellen Schritt inne.

„So?" versetzte ich, wie plötzlich gelähmt. „Ich habe Dir den Fall übertragen, Geerdt. Willst Du ihn übernehmen?"

Er war weiß wie die Wand des Hauses geworden, an dem wir vorübergingen. „Du hast richtig bemerkt, daß muthmaßlich mehrere Arterien zu unterbinden sind, wenn noch zu helfen ist, Onkel" erwiederte

er ruhig, „und da es Aufschub veranlassen würde, wenn ein anderer Assistent geholt werden müßte, ist es meine ärztliche Pflicht mitzugehen.“

Es wurde kein weiteres Wort zwischen uns gewechselt, bis wir das Haus erreichten. Die gewöhnliche Schaar neugieriger Nachbarsleute, die ein Selbstmord besonders herbeizieht, wie der Köder die Fische, stand auf dem Flur und machte uns Platz. „Sie ist schon todt, es ist zu spät,“ schluchzte ein altes Weib. „Nein, sie lebt noch und will sich vom Herrn Baron nicht halten lassen,“ ein anderes. Das dritte meinte: „Wenn sie auch zu sich kommt, stirbt sie doch gewiß am Blutverlust, es ist ja Alles roth im Zimmer.“

Das Letztere war richtig. Die Verwundete lag mit geschlossenen Augen und schneefarbenem Gesicht auf dem Bett, ihr Stiefvater drückte den Daumen auf ihre beiden Handgelenke, unter denen nur matte Blutstropfen hervorquollen. Er schrie, wie er unserer ansichtig ward: „Das unglückliche Kind — ist ihr noch zu helfen? Weßhalb mag sie es doch gethan haben, Herr Doktor?“

„Der Grund ist dem Arzt durchaus gleichgültig, Herr Baron. Lassen Sie mir die Hand.“

„Dann strömt das Blut wieder — wenn sie

gerettet wird, so habe ich es gethan. Ich fand sie — ich ging vorüber und hörte stöhnen —"

„Das Verdienst wird Niemand anders in Anspruch nehmen. Wenn Sie die Hand nicht loslassen, sind wir überflüssig," wiederholte ich.

Er that es jetzt; das Blut spritzte nur in kleinem Bogen hervor. „Der Druck ist sehr gering mehr," sagte Geerdt mit prüfendem Blick. Er bereitete mit sicherem Ernst Alles zur Unterbindung vor; dann fand diese erst an dem linken, dann am rechten Arm statt. Seine Hand war ruhig und gewandt, wie die eines alterfahrenen Arztes. Als die Unterbindung vollendet war, blickte er umher, bückte sich und hob einen blutigen Gegenstand vom Boden. Es war ein kleines Etuimesser mit silbernem Heft. Er schlug es zusammen und sagte: „Das ist das Werkzeug; die Spitze ist abgebrochen und wird noch in einem von den Armen sitzen."

Gedankenlos ließ er das Messer in seine Tasche mit den übrigen Instrumenten gleiten, doch ich hielt seinen Arm zurück und deutete auf die Verwundete.

Sie hatte die Augen nicht geöffnet und nichts von dem, was um sie vorgegangen, bemerkt. Nur eine leise Hebung und Senkung der Brust beim Athmen verrieth, daß noch Leben in ihr sei. Ich legte das

Ohr auf ihr Herz, man hörte es kaum; ich zählte die Schläge, es waren vierzig in die Minute.

„Willst Du das Herz auch untersuchen?“ fragte ich, ihm das Stethoskop reichend. Er machte einen Schritt auf das Bett zu und trat wieder zurück.

„Es genügt ja, wenn Du es gethan,“ versetzte er; „wie viel Schläge?“

Ich nannte die Zahl, er zuckte die Achsel. „Mithin ist der Blutverlust zu groß, und es bleibt nur Eins übrig.“

Ich sah ihn an und nickte. „Ja, Transfusion.“

„Von wem?“

„Blutsverwandtschaft ist natürlich am besten,“ erwiederte ich aufblickend, und mein Auge traf in das meiner Schwester, die erst eben gekommen sein mußte und mit eigenthümlichem Ausdruck in ihrem zusammengefallenen Gesicht am Thürpfosten lehnte.

„Das Mädchen stirbt unfehlbar, eh' die Nacht kommt, wenn nicht eine Quantität Blut aus dem Körper eines gesunden, kräftigen Körpers in den ihrigen hinübergeleitet wird,“ sagte ich laut. „Dein Blut wäre natürlich dem Deiner Tochter am verwandtesten, Mathilde, und würde die beste körperliche Wirkung erzielen. Doch Du wirst selbst in kurzer Zeit an der Schwindsucht sterben und sie ihr mittheilen.

Es ist deßhalb meine ärztliche Pflicht, für sie wie für Dich ein solches Opfer von Deiner Seite zu verweigern."

Ein tödtlicher Haß funkelte in ihren Augen, der mir unverständlich war, denn er wandte sich unbegreiflicher Weise nicht gegen mich, sondern er warf sich, wie sein Ziel in blinder Rachsucht verfehlend, auf ihre Tochter.

„Du irrst Dich," lachte sie höhnisch, „ich will gern mein Blut geben, wenn ich sie damit vergiften kann. Nimm es — da — ihr seid große Künstler, daß ihr eine so süße Rache ausfindig gemacht habt." —

Hatte der Schreck ihr den Verstand geraubt? Es war keine Zeit, darüber nachzudenken, die Schwäche der Verwundeten nahm sichtlich zu. Ich wiederholte schnell meine Frage:

„Sind Sie bereit, das Leben Ihrer Stieftochter mit Ihrem Blute zu erhalten, Baron Ulquist?"

Er wurde blaß und stotterte. „Es wird Ihnen genug adliges Blut übrig bleiben," setzte ich kalt hinzu. Doch seine Frau sprang herzu und faßte krampfhaft seinen Arm.

„Ich verlange Rechenschaft über mein Vermögen — Du sitzst im Schuldthurm heute Abend, wenn Du es thust," keuchte sie.

Ich zuckte die Achsel. „So muß Jemand für Geld auf der Straße gesucht werden —“

Sie unterbrach mich wieder mit wildem Lachen. „Ja, auf der Straße — eine Dirne wie sie — sucht doch, ob ihr Susanne nicht findet!“

Das Mädchen, das uns geholt und zugeschaut hatte, stürzte rufend fort. „Es ist unnöthig,“ sagte Geerdt jetzt plötzlich mit seinem unerschütterlichen Ernst; „ich bin bereit, es zu thun.“

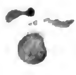
Ich starrte ihn sprachlos an. „Du —?“

„Ja, ein Arzt hat manche Pflichten; diese ist nicht die schwerste. Ich darf nicht die Schuld tragen, daß eine Verzögerung ein Menschenleben gefährdet. Du würdest ebenso handeln wie ich, Onkel, wenn Du jünger wärest. Den Vorzug hat mein Blut außerdem —“

Er brach ab, oder ich fiel ihm ins Wort. „Du stellst Dir die Operation leichter vor, als sie ist. Ein Einzelner kann sie unmöglich, ohne noch größere Gefahr für die Kranke herbeizuführen, vollziehen.“

Er versetzte ruhig: „Ich habe erst kürzlich in einer ähnlichen Lage assistirt, und wenn Du das Blut aus einer Arterie meines linken Armes nimmst, ist der rechte frei, um Dir zu helfen.“

Damit hatte er sich bereits dem Bette zugewandt



und die Willenlose aufgerichtet. Er stützte sie mit Kissen, warf seinen Rock ab und streifte den Hemdärmel zurück.

Ich begreife nicht, wie ich die Operation vollbracht. Mir zitterte die Hand nicht, aber ich erinnere mich nur des Momentes mehr, in welchem ich — er selbst spannte mit den Fingern der rechten Hand die Haut und deutete die Stelle — den Einschnitt in seine straffe Muskulatur gemacht. Davon, daß ich die Arterie gefunden, befestigt, ihre Oeffnung in die kaum mehr fließende Vene am Arm der Sterbenden gebracht, weiß ich nichts. Nur fühlte ich deutlich, daß ich es ohne seine helfende Hand, diese ruhige, gleichmüthige Hand, die nicht zuckte, wie das Messer in sein Fleisch drang, nicht vermocht hätte. Doch zuletzt sagte er — es ist das Erste, dessen ich mich wieder entsinne: „Die Operation wird Dir Ehre machen, Onkel.“ Und zum ersten Mal auch flog bei den Worten ein bleiches Lächeln über sein Gesicht — nur eine Sekunde lang — dann war es so ernsthaft, forschend wie zuvor. Er hatte jetzt den rechten Arm fest um die Kissen gelegt, in denen sie lag, damit sie nicht durch einen plötzlichen Ruck die Verbindung sprengen könne. So saß er zurückgebeugt auf dem Bettrand , ihr Kopf lag ohnmächtig an seiner Brust;

Niemand, der ahnungslos ins Zimmer getreten wäre, hätte vermuthet, daß sein Herzblut unaufhaltsam von ihm fortströmte, ein anderes, halbentschlafenes Leben zu wecken.

Doch es that es, ich horchte an ihrem Herzen, athemlos — es war nicht genug, daß es strömte, es mußte eine Verwandtschaft des Blutes, ein Wille zur Vereinigung stattfinden, daß Eins nicht das Andere zurückstieß und Alles vergeblich machte. Hatte der Zufall es gefügt, daß solche — Verwandtschaft, es gab kein anderes Wort dafür, bestand?

Ja, er hatte es. Das Herz sprach es aus, denn es begann langsam, unendlich langsam stärker zu klopfen. Todtenstille, athemlose Minuten — die Zahl der Schläge stieg. Ich murmelte die Zahlen zwischen den Lippen: „Vierundvierzig — achtundvierzig — zweiundfunfzig“ — es waren lange Pausen dazwischen — „sechsundfünfzig — sechzig — Du hast Recht, Geerdt, der Fall ist außerordentlich.“

„Sie lebt,“ antwortete er, und mir war, als bebe seine Stimme. Ich erwiederte rasch:

„Es ist genug, Du wirst selbst schwach, wir wollen die Verbindung lösen.“

„Nein — noch nicht — was liegt an dem Blut?

Bis die Zahl auf zweiundsiebenzig gekommen — ich bitte Dich, Onkel, laß!“

Er zog hastig seine rechte Hand hinter den Kissen, mit denen er ihren Rücken gehalten, hervor, um mir zu wehren. Sie lebte — das Herz hatte es schon gesagt, doch sonst nichts bis jetzt. Allein die plötzliche Bewegung machte das Leben auch sichtbar. Sie schlug die Augenlider auf und blickte regungslos mit unbeweglichen Augen zu dem Gesicht auf, an dessen Brust ihr Kopf lag.

Ich zählte ängstlich, denn sein Gesicht war wieder so weiß geworden wie vorhin auf der Straße. „Achtundsechzig — zweiundsiebenzig — ich dulde es nicht länger —“

„Geerdt!“ schrie sie in demselben Augenblick schwach auf, ihr Kopf flog in die Höhe, und ihr Arm, den ich losgelassen, folgte der Bewegung, die mit einem Ruck die Verbindung sprengte. Dann fiel sie abermals bewußtlos auf die Kissen zurück.

Ich unterband seine Arterie und schloß ihre Wunde. Er blieb auf dem Stuhl sitzen und hielt, den Kopf matt zurückgelehnt, die Augen auf das Bett geheftet.

„Unser Geschäft ist beendet,“ sagte ich, mich zu der Mutter wendend, die lautlose Zeugin des Vor=

gangs gewesen, „ich brauche Dir wohl nicht die äußerste Schonung und Ruhe für Deine Tochter zu empfehlen."

„Was Du für sie empfiehlst, ist mir gleichgültig," versetzte sie, zornig die Mundwinkel zusammenpressend, „in meinem Hause bleibt sie nicht; willst Du sie in Deines aufnehmen, so steht es Dir frei."

Was war mit diesem Weibe vorgegangen, daß es an der Schwelle des eigenen Grabes so glühenden, erbarmungslosen Haß gegen das eigene Kind hervorächzte, der meine kalte, mühsame Gleichmüthigkeit so weit überbot?

„Ich habe geschworen, Deine Tochter nicht wieder über meine Schwelle zu lassen, und wenn sie als Bettlerin käme," entgegnete ich halb unbewußt mit zitternden Lippen.

„So nimm sie, Du wirst nicht meineidig. Sie kommt zwar als Bettlerin, doch meine Tochter ist sie nicht —"

Der Athem stockte ihr. — Geerdt war langsam aufgestanden und sagte fest: „Sie spricht wahr, und ich habe kein Wort des Vorwurfs für Dich, Onkel, wenn Du Dich gleichfalls weigerst, eine Fremde in Deinem Hause aufzunehmen. Ich aber werde es thun, denn ich habe eine Pflicht zu erfüllen, dieselbe

Pflicht, die es mir zum Gebot machte, gerade mein Blut an die Stelle dessen zu setzen, das sie verloren. Bis sie genesen ist, werde ich ihr ein Zimmer in meiner Wohnung, die ich gestern bezogen, einräumen, denn sie ist meine Anverwandte, in dem Brief, den Du zehn Jahre für mich bewahrt, stand es. Ihre Mutter war die Schwester meines Vaters und hieß Dorothea Winckelmann.

Erwachen.

Anna.

Ich empfand, daß ich in einem Bett lag, aber mir war es, als stände ich, wie vor langer, langer Zeit einmal, unter unserm Thorweg und träte bald aus der Sonne in die schattige Zugluft und bald wieder zurück. Deutlich fühlte ich nun ein Frösteln, das über den Rücken lief, und nun behagliche, wohlthuende Wärme, die alle meine Glieder durchströmte. Doch allmälig ward die Zugluft immer leiser, unmerklicher, die Sonne blieb immer länger, und ich schlug die Augen auf.

Träumte ich?

Mein Blick fiel auf große Glaskasten mit ausgestopften Vögeln aller Arten und in allen Stellungen, die eine ganze Wand von oben bis unten erfüllten.

Ich kannte sie alle, alle ganz genau; ich wußte jeden bei Namen, und wie mein Auge an der Reihe entlang glitt, war es mir befriedigend, daß ich keinen vergessen, denn ich wußte zugleich, daß ich sie lange, unendlich lange nicht gesehen.

Was lag zwischen diesem Traum und dem Tag, wo ich sie zuletzt gesehen? Ich konnte mich nicht darauf besinnen, so sehr ich meinen Kopf anstrengte. Manchmal tauchte mir etwas auf, doch, wenn mein Denken sich fest darauf richten wollte, ging ein graues Gewoge von Nebel darüber, und es war verschwunden.

Dann schmerzte mir der Kopf, und statt der Gedanken wanderten meine Augen weiter. Von Vogel zu Vogel — nun über einen Winkel der Wand. Da hing ein anders geformter, flacherer Glaskasten mit großen ausländischen Schmetterlingen, Einer von fast einem Fuß Durchmesser mit ausgespannten, himmelblauen Flügeln in der Mitte, dessen Namen ich auch genau wußte. Geerdt hatte ihn mir so oft genannt und ich mich mit ihm gefreut darauf, von seiner Art in Brasilien zu fangen, wenn wir erwachsen sein würden. War's nicht in Brasilien? O gewiß — der daneben war aus China, der rothe. Wenn Geerdt in der That käme und fragte, ich könnte die Heimath von jedem nennen.

Die Thür? War sie auch mit in dem Traume da? Ich bewegte mühsam ein wenig die Stirn, um die Augen weiter in die Richtung gleiten zu lassen, in der sie liegen mußte, wenn sie vorhanden war.

Da kam eine weiße Marmorbüste mit einem Helm. Minerva —

Es war ein schöner, freundlicher Traum. Er brachte Alles wieder, auch das Kleinste. Unter der Minerva mußte ein Stuhl mit einer hohen, wunderlich geschnitzten Lehne stehen, auf den ich oft geklettert.

Anfänglich war's mir, als sei mein Kopf von Blei und als sei es unmöglich, ihn auch nur um eine Linie zu heben. Doch dann gelang es leichter, als ich gedacht. Ich mußte wissen, ob der Stuhl da sei, und die Energie des Willens gab mir Kraft. Aber ich konnte trotzdem nicht bis zu der erwünschten Stelle hinsehen. Es stand etwas zwischen ihm und meinem Bett, nahe vor mir, das ich zuerst, weil mein Blick in der Ferne gesucht, nicht scharf unterschied. Dann erkannte ich es und mußte beinahe lachen. Es war eben der gesuchte Stuhl mit der wunderlichen hohen Lehne, und auf ihm saß ein alter, grauhaariger Mann und sah zu Boden.

Weinte er? Er bewegte lautlos die Lippen, als rede er mit sich selbst. Ja, er weinte. Ich konnte seine

Augen nicht gewahren, doch wie ich den Kopf noch um eine Linie weiter hob, sah ich die Thränen fallen.

Die frische Leinwand des Bettes, in dem ich lag, knisterte leise bei meiner Bewegung, der Mann hob den grauen Kopf, und seine Augen sahen gerad' in die meinen.

O Gott, was für eine Welt von Gram, Güte, Liebe lag in den Augen. Das war kein Traum mehr, es mußte Wahrheit sein. Solche Augen gab es nicht wieder auf der Erde, nur der Onkel Biesewig hatte sie, nur er und —

Nein, Geerdt's Augen waren freudiger, zuversichtlicher, wie Frühlingssonne, nicht wie Herbstsonne —

Aber sie war so warm, die Herbstsonne, die aus den alten Augen mich überfloß. „Dorothea — Anna — mein Kind," sagte er kaum hörbar. Er war von dem hohen, wunderlichen Stuhl aufgestanden und kniete vor meinem Bett. Doch ich sah seine Augen nicht mehr, denn er hatte behutsam meine Hand gefaßt und die Stirn darauf gelegt.

Ja, er hatte geweint, ich fühlte die Thränen deutlich auf der Hand, die mir am Gelenk sonderbar schmerzte — —

Abrechnung.

Nun wußte ich Alles. Er hatte es mir erzählt, wie man es einem Kinde sagt, was es im Fiebertraum geredet und gethan, lächelnd, ohne ein Wort des Vorwurfs. Wer meine Mutter und wer mein Vater gewesen. Er erzählte es mir immer wieder und nannte mich bald Anna und bald Dorothea. Mir löste sich mehr und mehr dabei ein banges Gefühl im Herzen, daß Die, an welche ich nur mit Furcht, mit heimlichem Abscheu zu denken vermochte, nicht meine Mutter war. Doch zugleich stieg ein anderer Gedanke mir beängstigend im Herzen auf, den ich nicht mehr verscheuchen konnte, bis ich ihn zaghaft ausgesprochen: „Dann bist Du ja auch nicht der Bruder meiner Mutter, Onkel, und ich bin Dir fremd, wie jede Andere."

Es war gesagt, herzklopfend hing ich an seinen Lippen. „Du hast Recht," erwiederte er langsam, „ich bin nicht mehr Dein Onkel; ich werde nicht mehr der Onkel Bösewicht sein, nicht wahr, Anna? Doch ich bin Dein Vater dafür geworden, ich war es seit siebenzehn Jahren, denn so lange Du athmest, habe ich Dich gesucht, das Kind Dorothea's, das ich mein Kind nannte, ohne es zu kennen."

Alles, was er sonst sprach, war stets so durchsichtig, so einfach; weßhalb verstand ich seine Worte nie ganz, sobald er von meiner Mutter redete? Dann stockte er oft, und die Thräne kam wieder, und er nahm meine Hand und legte sie über seine Augen. Doch ich war glücklich, daß er mich sein Kind nannte, und fragte nicht nach dem, was mir dunkel in seinen Worten blieb.

Eins nahm mich Wunder. Auch er fragte nie nach dem Grunde, der mich zu der That veranlaßt, die um wenige Minuten mehr mein Leben gekostet hätte. Ich hätte ihn auch nicht mit Worten anzugeben vermocht. Ich wußte nur, daß der Nebel sich dicht und dichter um mich zusammengeballt hatte, daß ein Tropfen nach dem andern aus ihm mir mit Centnerschwere auf die Stirn gefallen war.

War er jetzt ganz, war er völlig gewichen, der Nebel?

Tage mußten vergangen sein; ich durfte das Bett verlassen, im Frühlingssonnenschein am Fenster sitzen. Der Onkel — ich konnte nicht anders, als ihn so fortnennen — verließ mich nie. Er saß immer neben mir und verbrachte die Nacht angekleidet auf dem Sopha. Manchmal dachte ich im Stillen, daß es mir lieb wäre,

einmal eine Stunde allein zu sein, und ich fragte: „Hast Du Deine Praxis ganz aufgegeben, Onkel?“

„Geerdt besorgt sie, so lange Du nicht völlig gesund bist,“ antwortete er, meine Hände haltend.

„Ich fühle mich völlig gesund, Onkel,“ versetzte ich. Doch wie ich es sagte, fühlte ich, daß es nicht wahr sei, daß ein Schleier noch vor meinen Augen lag, der nicht weichen wollte. Mir war, als sei er in mir, als poche er in meinem Herzen und komme mit dem Blut in mir herauf und decke sich über meine Wimper. Ich fragte den Onkel wieder, wie sie mich in meinem Zimmer gefunden, und er erzählte es mir wieder.

„Und hätte ich wirklich sterben müssen, Onkel, wenn — wenn Geerdt mir nicht von seinem Blut gegeben?“

Er nickte ernsthaft. „Er oder ein Anderer mußte es geben.“

„Und war kein Anderer da, um es zu thun?“

„Ich wußte noch nicht, daß Du Dorothea's — daß Du mein Kind seiest, und dann war er jünger und hatte Blut, das mit Deinem verwandt war. So war es — er sagte es selbst nachher, denn er war der Einzige, der von Deiner Mutter wußte — seine ärztliche Pflicht.“

„Seine ärztliche Pflicht, sagte er es?“ wiederholte ich langsam. Einen Augenblick war's gewesen, als ob der Nebel sich gelichtet; doch ich täuschte mich, er lag wieder grau wie zuvor.

Nur ab und zu auf kurze Zeit verließ der Onkel mich und ging ins Nebenzimmer. Dann hörte ich durch die Thüre Geerdt's Stimme, der gekommen war, ihm eine Nachricht mitzutheilen. Wenn es geschah, empfand ich immer, daß das Blut in meinem Herzen anders, lauter klopfte als sonst. „Es hat ihm gehört und läßt sich noch nicht von mir gebieten,“ dachte ich und blickte erwartungsvoll nach der Thür. Doch wenn sie sich wieder öffnete, kehrte jedesmal der Onkel allein zurück. Endlich konnte ich die Frage nicht mehr zurückdrängen, denn ich fühlte, daß sie mir die Brust zersprengte:

„Weßhalb kommt Geerdt denn niemals, Onkel, daß ich ihm danken kann?“

Seine Augen wichen mir zum ersten Mal aus, statt meine zu suchen. Er schwieg einen Moment, dann antwortete er verlegen:

„Geerdt ist sehr beschäftigt und hat nie eine Minute zu verlieren. Für einen so jungen Arzt besitzt er eine unglaubliche Praxis und ist schon sehr beliebt in der Stadt.“

Keine Minute? In einer halben, im zehnten Theil einer Minute hätte er die Thür öffnen können und sagen: „Anna —“ was er sagen wollte, war gleichgültig — er hätte es nicht gebraucht, er hätte nur einmal drinnen im Nebenzimmer fragen können, daß ich es gehört: „Wie geht es Anna?“

„Nicht wahr, Onkel, das hätte er doch können?“

„Geerdt hat sich sehr verändert, mein Kind“ — und seine Augen wichen mir wieder aus — „er hat — er ist —“

„Doch schon sehr beliebt in der Stadt,“ ergänzte ich bitter.

Der Onkel antwortete nicht darauf, doch ich brauchte auch keine Erwiederung. Ich hatte das ja schon vorher gewußt, noch am Tage, ehe ich in das Haus gekommen, hatte ja Helene Heidmann, meine aufrichtige Freundin, es mir gesagt. Er ging natürlich dahin, wo er so sehr beliebt war; konnte ich es ihm verargen? Ich, die — —?

Mehr und mehr strengte ich mich übermäßig an, den Nebel hinter mir zu zerreißen, daß mir oft der Kopf schmerzte. Langsam wanderte ich durch mein Leben zurück, Tag um Tag, und suchte, ich wußte selbst nicht deutlich was? Aber ich mußte dabei an Herrn Heidmann's großes Buch denken, das er mir

als Kind einmal gezeigt, in welchem immer auf einer Seite mit großer Frakturschrift: „Habet“ und auf der andern „Debet“ stand. Es klang mir noch im Ohr, wie er es mir mit wohlgefälligem Lächeln erläuterte und sagte:

„Alles im Leben dreht s—sich um Mein und Dein, oder S—sein, d. h. das, was des Anderen ist, liebes Kind. Du verstehst das wohl nicht s—so, denn Dein Herr Stiefvater bes—sitzt auch nicht gerade einen s—sehr klaren Begriff davon. Die Stunde wird indeß schon kommen, wo Dir die Wichtigkeit eines s—solchen Buches auch aufgeht, ob es nun geschrieben ist, oder ob man es im Kopf trägt. Keiner läuft ihm weg, s—sondern es läuft immer hinter uns drein. S—siehst Du, wenn das Habet, das heißt das Mein, größer ist als das Debet, das heißt das S—sein, da braucht man kein Herzklopfen zu haben und kann mit s—sich zufrieden s—sein, denn Andere s—sind es auch, und man zieht das Facit unterm Strich, d. h. man ist ein allerorten s—sehr gern ges—sehener Mensch, und was man haben möchte, braucht man nur einmal zu s—sagen und man bekommt es. Ist dagegen das Debet, d. h. das S—seinige größer als das Habet, so ist das s—sehr schlimm. Man ist dann ein erbärmliches, verachtetes Geschöpf, denn es kann Einem Alles genommen

werden, was man hatte, und das Facit ist oft, daß man sich plötzlich aufmacht und in Nacht und Nebel davongeht — hahaha — jawohl weil das ‚S—sein' viel, viel zu groß ist."

Ich konnte nicht mehr schlafen, das Blut rollte und wogte in mir, das fremde, rebellische Blut, das sich nicht gebieten ließ, und ich sah Tag und Nacht immer das große Buch des Herrn Heidmann vor mir, auf dessen Seiten mit riesengroßer Schrift: Habet und Debet stand. Und ich rechnete und rechnete wie ein Kaufmann, der dem Bankerott nahe ist, aber immer länger wurden die Ziffern unter dem „Sein", und das Blatt mit dem „Mein" blieb immer weiß und leer. Es überkam mich wie mit Todesangst; Tag um Tag meines Lebens schlug ich, gleich Seiten, im Halbwachen um. Dann kam der Morgen, und ich starrte mit Thränen auf meine leeren Blätter und auf die langen, langen Zahlenreihen des „Sein".

Ja, aus ihnen stieg der Nebel, der wieder dicht und dichter um mich aufwogte, ich empfand es jetzt wohl. Er konnte nicht zergehen, eh' ich das Facit gezogen — so oder so —

Ich war so müde von der durchwachten Nacht. Es war schon Nachmittag, und die ersten Syringen, die der Onkel mir gebracht, dufteten so schwül. Der

Schlaf kam über mich, nicht der Schlaf, sondern der ewige Halbtraum des Zählens, Umschlagens, Rechnens. War denn nirgendwo eine Zahl verborgen, die auf meine Seite fiel?

Im Nebenzimmer ging die Thür, der Onkel stand leise auf, betrachtete mich und ging. Ich hörte es, ohne mich zu regen, selbst wie im Traum. Dann vernahm ich durch die dünne Wand Geerdt's Stimme. Sie klang wie immer und sprach von Krankheiten und Stadien, anfänglich halblaut, wie gewöhnlich. Doch der Onkel sagte: „Sie hat die ganze Nacht nicht geschlafen und schläft jetzt fest," und die Stimme ward deutlicher. Noch eine Weile über Arzneien und Heilmittel, dann sagte der Onkel wieder:

„Ich habe immer mit Dir zu reden beabsichtigt, Geerdt, und will die Gelegenheit benützen, wo Anna uns nicht hört. Du weißt jetzt, daß ich Dich in meinem Testamente von jeher ohne Einschränkung zu meinem alleinigen Erben eingesetzt hatte, doch jetzt, wo ich Dorothea's, wo ich mein Kind gefunden —"

„Ist sie natürlich Deine Erbin," versetzte Geerdt gleichgültig; „Du brauchst mir das nicht zu sagen, Onkel."

Doch dieser fiel ihm ins Wort: „Du wirst selbst nicht denken, daß ich so ungerecht zu handeln im

Stande sei. Ich habe euch schon einst einmal als Geschwister betrachtet und thue es jetzt wieder. Mein Vermögen ist zum Glück groß genug, daß Ihr bei der Halbtheilung jeder genug haben werdet."

„Ich danke Dir, Onkel," sagte Geerdt mit einem Ton, der mir eisig durch's Blut lief, „doch ich bedarf für mich nicht mehr, als ich mir selbst zu erwerben vermag. Schon das ist mehr als ausreichend für mich, denn ein einzelner Mensch — Du weißt es selbst — braucht wenig. Aber ich glaube auch, Du wirst selbst nicht denken, daß ich im Stande bin, Fräulein Bolten um die Hälfte einer Erbschaft zu berauben, auf die ich kein Recht habe, weil ich eben nicht ihr Bruder bin."

Es war das Einzige, was er mir auf meinem leeren Blatte gönnen wollte — Geld — Geld. Das Blut in mir schrie auf, und meine Lippen wimmerten wider meinen Willen: „Geerdt — Geerdt!" daß ich das Leintuch meines Bettes zwischen die Zähne preßte, um es zu ersticken.

Der Onkel hatte geschwiegen, nun sagte er wieder, doch noch leiser:

„Geerdt, ich bitte Dich, mein Junge, sei nicht so starr. Sie ist wieder bleicher in den letzten Tagen und

trocknet oft, wenn sie meint, daß ich es nicht sehe, eine Thräne fort. Du thust ihr weh durch Deine Theilnahmlosigkeit, Du schadest ihr auch und versetzst mich in neue Sorge. Thu's ihr, thu's mir zu Liebe, komm einmal, — heut nicht, aber morgen, wenn sie wach ist — mit in die Thür, nimm ihre Hand, sieh sie einmal, daß ich Dein Urtheil höre, und frage: ‚Wie geht's Dir Anna'?"

Die Worte des Onkels waren so weich, so kummervoll, wie ich sie fast noch nie aus seinem Munde vernommen. Doch keine Nüance hatte sich im Tone des Antwortenden verändert, wie er entgegnete:

„Da Du sie behandelst, Onkel, so befindet sie sich in der Hand des besten Arztes in der Stadt; ich wüßte Niemanden, den Du zu konsultiren und um sein Urtheil zu befragen Grund hättest. Im Uebrigen weißt Du, Onkel, daß es eine Zeit gab, in der Du mir verboten hattest, Dir ihren Namen zu nennen, daß ich einst vergeblich an diese Thür gepocht. Du stehst anders zu mir als ich damals zu Dir, und ich kann Dir nicht dasselbe Verbot auferlegen. Aber dasselbe Recht zu schweigen habe ich und Dich zu bitten, daß Du von mir nicht ferner etwas begehrst, von dem ich erst später eingesehen, wie grundlos und knabenhaft es war, es von Dir zu verlangen."

Nur am Schluß hatte die kalte Ruhe seine Stimme etwas verlassen, und die letzten Worte klangen erregter und trotz der Bitte, die sie auszusprechen erklärten, fast wie ein Gebot. Ich hörte nicht mehr, zusammenschauernd, thränenüberströmt verbarg ich meinen Kopf in den Kissen und Decken — denn ich brauchte nicht mehr zu zählen, meine Rechnung war zu Ende, der Strich gemacht, das Facit gezogen. Ich wußte es jetzt, mein Habet war leer, ganz leer, in seinem Buche wie in meinem, und das Debet lag unermeßlich, unausgleichbar vor mir.

Doch sonderbar, auch der Nebel war verschwunden. Die Sonne schien nicht mehr, und die Syringen mir zu Häupten dufteten nicht mehr; unter einförmig trübem Himmel lag Alles klanglos und duftlos, aber ich sah Alles wieder deutlich in Näh' und Ferne, bis in die weite Fremde hinaus. Und durch das graue, matte Einerlei, das mich umgab, gewahrte ich plötzlich wieder einen einzigen Weg vor mir, wie ich es damals gethan, als ich zum ersten Mal, vom Schreck übermannt, das Habet und Debet meines Lebens überrechnet. Damals hatte ich nichts besessen, das mich vor den ungestümen Forderungen, die mich bedrängten, zu retten vermochte — jetzt besaß ich nur einen einzigen Gläubiger, der verächtlich selbst meine Schuld, alte und neue,

aus seinem Buche strich, den zu bezahlen aber mir ein letztes Mittel blieb —

Ja, ich sah den Weg, er ging weiter als zu dem dunklen unergründlichen Teich, der am Ende jenes anderen gelegen. An seinem Ende rauschten die ewig ruhelosen und doch ruhevollen Wellen, an denen die strohgedeckte Bauernhütte lag, und vor ihr im vollen, glänzenden Sonnenschein flogen die derben, braunen Zöpfe um das volle zufriedene Gesicht des Mädchens, das mit seinen Händen um Brod arbeitete und lachte.

Was wird sie sagen, wenn ich plötzlich vor ihr stehe, nicht aus dem vornehmen Wagen flüchtig auf sie herunterblickend, bestäubt, zu Fuß, vielleicht barfuß wie sie, und sage: Ich bin viel ärmer als Du, ich habe nicht Vater, noch Mutter, noch Bruder — willst Du meine Schwester sein, Deine Arbeit und Deinen Sonnenschein mit mir theilen?

Was hatte Helene Heidmann's Vater gesagt, als ich ein Kind war und seine Bücher mit dem räthselhaften Habet und Debet verwundert anblickte?

„Die Stunde wird schon kommen, mein Kind," sagte er lachend, „wo Dir auch die Wichtigkeit eines solchen Buches aufgeht, ob es nun geschrieben ist, oder ob man es ungeschrieben im Kopfe trägt. Keiner läuft ihm weg, sondern es läuft immer hinter uns drein. Ist

das „Sein“ zu groß, da ist man ein erbärmliches, verachtetes Geschöpf, denn es kann Einem Alles genommen werden, was man hatte, und das Facit ist oft, daß man sich plötzlich aufmacht und in Nacht und Nebel davon geht. Hahaha — jawohl, weil das „Sein“ viel, viel zu groß ist.“

Doch um sich aufzumachen, um bis an die Wellen, bis an den Sonnenschein zu kommen, brauchte man etwas, nicht viel, doch etwas, was ich nicht besaß.

Sollte Herr Heidmann, der Alles so genau, so gut vorher wußte, nicht auch dafür einen Rath wissen? Wer sonst?

Als der Onkel wieder in mein Zimmer trat und sein kummervolles Gesicht unter mühsamem Lächeln verbergend fragte, wie ich mich fühle, antwortete ich:

„Gut, viel besser, seitdem ich geschlafen. Es ist Alles vorüber, und ich fühle mich wieder gesund und kräftig, Onkel. Ich glaube, ich werde morgen ausgehen können.

Sein Gesicht frohlockte, und sein Auge war so glücklich — — daß es mir weh im Herzen that.

Wille.

Wie anders hatte die Welt mich — nein, hatte ich sie angeblickt, als ich zum letzten Mal vor dieser

verschlossenen Entréethür gestanden, an der sich das breite Porzellanschild mit dem kleinlettrigen „Kommerzienrath“ und dem großbuchstabigen „M. A. Heidmann“ darunter befand. Das Herz klopfte mir, und ich vermochte kaum zu athmen, daß ich die Hand mehrmals von dem elfenbeinernen Glockengriff wieder zurückzog. Es ist der erste längere Ausgang, und ich muß mich zuvor etwas erholen, sagte ich zu mir selbst. Endlich faßte ich den Knopf — es muß sein, hämmerte es hart in meinem Kopf — und zog rasch und heftiger, als ich wollte. Das Mädchen, dessen Gesicht mir gar wohl bekannt war, öffnete. „Ist Herr Heidmann zu Hause?“ fragte ich.

„Der Herr Kommerzienrath?“ wiederholte sie, verwundert das zweite Wort betonend. Sie sah mich überhaupt befremdet an und setzte hinzu:

„Ich weiß nicht, ich will fragen — das Fräulein ist jedenfalls nicht zu Hause.“

Das war jedenfalls sehr ungeschickt, wenn es nicht mehr sein sollte, wie ihre Miene fast verrieth. Hatte meine aufrichtige Freundin ihr die Weisung ertheilt, daß sie „jedenfalls“ nicht zu Hause sein würde, wenn ich die Frechheit haben würde, sie zu besuchen? Ich antwortete mir nicht auf die unwillkürliche Frage, was lag mir daran? Vor acht Tagen wär' es anders ge-

wesen; freilich wäre es auch nicht geschehen. Auch Andere führten ihre Bücher mit Debet und Habet darin, alle Welt that es — was ging's mich an? Meinen leeren Blättern konnte es nicht aufhelfen, meine vollen nicht stärker beladen.

Ich schritt schnell an dem erstaunten Mädchen vorüber, auf die Thür des Herrn Heidmann zu und klopfte.

„Herein!"

Er saß an seinem Schreibtisch, das große Buch vor sich. Mir wurde wunderlich zu Muth, von den aufgeschlagenen Seiten desselben leuchtete mir in großer Frakturschrift: Habet und Debet entgegen.

Herr Heidmann hatte einen Geschäftsbesuch erwartet und nur leicht den Kopf umgewandt; wie er eine Dame eintreten sah, stand er auf. Er erkannte mich nicht gleich, und ich redete ihn etwas stockend an.

„Ah, Fräulein — entschuldigen S—sie, der Name fällt mir nicht gleich bei —," erwiederte er, die Augen groß öffnend; „wird meine Tochter s—sehr freuen, s—sehr freuen, wenn s—sie zu Haus—se ist."

Er machte eine Bewegung nach der anstoßenden Thür, ich hielt ihn zurück.

„Das Mädchen hat mir bereits gesagt, daß sie

nicht zu Hause ist, Herr Kommerzienrath, und mein Zweck führt mich außerdem zu Ihnen."

„Wird mich s—sehr freuen, s—sehr freuen," wiederholte er, dießmal das „mich" betonend. „Kann mir wohl denken, bedaure recht s—sehr, daß ich Ihrem Herrn Stiefvater — entschuldigen S—sie, ich vergesse ganz — dem Herrn Baron, meine ich, die kleine Unannehmlichkeit gerad' bereiten mußte, wie er durch den Tod Ihrer Frau Mutter — verzeihen S—sie, ich vergesse wieder — der Frau Baronin, meine ich, in Trauer vers—setzt worden —"

„Ist Ma— ist Frau von Ulquist gestorben?"

Es fuhr mir erschreckt, unbewußt heraus; ich hatte nichts davon vernommen und der Onkel es mir verheimlicht. Doch Herr Heidmann veränderte seine Miene nicht.

„Begreife," sagte er in dem nämlichen Ton, „daß man aus Bekümmerniß über einen s—solchen Verlust momentan das Bewußts—sein desselben verliert. Kommt im Geschäftsleben öfter vor; harter Verlust für den Herrn Baron, schätze ihn auf hunderttaus—send Thaler, die den Anverwandten, glaube dem Doktor Bies—sewig, zufallen, da die Frau Baronin, wie ich höre, kein Testament hinterlassen. Vermuthe, was S—sie wünschen, Fräulein — wie s—sagte ich doch vorhin?

Haben kleine Neigung, natürliche Neigung für Ihren Herrn Stiefvater — den Herrn Baron, meine ich — und thut Ihnen Leid, daß ich ihn in den Schuldthurm habe s—setzen lassen. Thut mir auch leid, bedaure s—sehr, recht s—sehr, ist aber nicht anders in der Welt, wenn das Habet leer und das Debet bis zum Rand voll ist. 'S geht Keinem anders, würde mir s—selbst und Ihnen auch nicht besser gehen — hahaha — scherze natürlich nur, ist bei uns nicht zu bes—sorgen."

Ich stand sprachlos. Was hatte sich in den wenigen Tagen ereignet, von dem ich nichts erfahren! Doch es schlug mir an's Ohr wie aus einem andern Leben, und ich mußte vorwärts sehen, auf den Weg, den nicht Andere, den ich, Anna — ja, wie hieß ich denn? — zu gehen hatte.

„Herr Kommerzienrath," sagte ich endlich Muth fassend, „ich komme nicht aus solchen Gründen, oder irgend welchen, die mit den von Ihnen genannten, mir bis eben unbekannten Thatsachen zusammenhängen. Ich bedarf nur einer kleinen, recht kleinen Summe und komme zu Ihnen, weil — weil ich Niemanden sonst in der Stadt weiß, der mir Rath ertheilen könnte, wie ich dieselbe erlange."

Er sah mich sehr erstaunt an und machte eine

Fingerbewegung, als ob er eine Feder ausspritze. „Eine S—summe? Eine kleine S—summe? S—sie? Fräulein — entschuldigen S—sie, ich vergesse immer — Was nennen S—sie eine kleine S—summe?"

Ich sagte auf's Gerathewohl: „Fünfzig Thaler". Das Blut stieg mir ins Gesicht.

„Fünfzig Thaler? S—sie denken, eine Null ist Nichts, wie der Herr Baron auf meinen Wechs—seln gedacht, vier Nullen wären auch Nichts. Wissen S—sie, warum ich, der Kommerz—zienrath M. A. Heidmann, reich geworden bin? Weil ich, ich mag ungefähr s—so alt wie S—sie gewes—sen sein, hierher gekommen bin mit fünf Thalern in der Tasche und dachte, das s—sei eine groß—ße S—summe, eine ungeheure S—summe. Und weil ich das gedacht, habe ich heut meiner Tochter zu ihrer Verlobung einen Schmuck schenken können, wo ich drei Nullen hintendrein gehängt an die Fünf — hahaha!"

Ich hatte im Begriff gestanden, die Thür zu fassen und fortzustürzen; doch die letzten Worte hielten mich zurück. Ein Krampf schnürte mir die Brust zusammen, ich mußte das Geld haben, um jeden Preis, wär's auch um solche Demüthigung. Er las die Wirkung seiner Worte auf meinem Gesicht, und das seine zog sich in rechnende Falten. Dann sagte er:

„Ich kann mir denken, daß es Ihnen einen kleinen Querstrich durch Ihre Rechnung macht, Fräulein — wie doch? ich bin s—so vergeßlich heut — von der Verlobung meiner Tochter zu vernehmen. Begreife, daß es nicht gerad' erfreulich für S—sie ist, eine alte Geschäftsverbindung s—so aufgeben zu müssen, da S—sie s—selbst, wie ich gehört, beabs—sichtigt, s—sich mit Helenens Bräutigam zu associiren. Bin deßhalb auf Ihren Wunsch — habe mir die S—sache überrechnet — vielleicht nicht abgeneigt, die fünfzig Thaler quas—si als Abfindungs- oder Reugeld für meinen Schwiegers—sohn, falls S—sie etwa Ansprüche an ihn zu haben vermeinen, zu zahlen, wenn S—sie mir als Quittung eine kleine Verpflichtung für s—sich unterschreiben wollen, mein Haus oder das künftige meiner Tochter nicht wieder zu betreten, auch jeden Vers—such, meinen Schwiegers—sohn irgendwo anzutreffen, aufzugeben. Ich höre ihn im Nebenz—zimmer — hier, nehmen S—sie, Fräulein — wie? ja s—so —"

O Gott, Gott im Himmel, hattest Du denn noch immer kein Erbarmen? War denn mein Schuldbuch so voll, so voll — —?

Und doch, um jeden Preis, und wenn ich auf

den Knieen darum betteln sollte! Jede Erniedrigung, jeden Schimpf, nur ihn nicht sehen, mit ihr sehen —

Auch Herr Heidmann beeilte sich. Mit der Linken zählte er einige Banknoten, während er mit der Rechten ein paar Zeilen auf ein Blatt schrieb, das er mir mit der Feder hinreichte. Ich nahm mit zitternder Hand das Geld — mit drei, mit vier Nullen sollte er es zurückerhalten, wenn ich es nur jetzt empfing, und mit zitternder Hand schrieb ich — denn ich hörte Helenens laut lachende Stimme im Nebenzimmer — unter das Blatt: „Anna —"

Ich hielt plötzlich inne — was sollte ich denn weiter schreiben? Herr Heidmann beugte sich über mich.

„Ja s—so," murmelte er, „eine schwierige S—sache, hahaha, man wird s—so leicht vergeßlich — S—sie vergessen auch Ihren Zunamen, Fräulein —"

Eine Hand faßte an den Thürklopfer, ich sah das Papier nicht mehr vor mir, ich knirschte nur wie ohnmächtig zwischen den Zähnen: „Ihm zum Trotz, ich habe ein Recht dazu, ich will auch so heißen," — und ich schrieb mit großen Buchstaben: „Anna Winckelmann".

„Natürlich," sagte Herr Heidmann darauf hinblickend, „ich bin s—so vergeßlich, Fräulein Winckel-

mann. Alles in Richtigkeit, in ges—setzlicher Richtigkeit. S—sie haben das ges—setzliche Recht auf den Namen Ihrer Frau — Fräulein — wollte s—sagen Ihrer Mutter — natürlich —"

Es war zu spät, die Thür flog auf, und Helene stürzte, wie von etwas verfolgt, herein.

„O Papa," rief sie, „Hektor quält Deine arme Tochter, Hektor ist so entsetzlich eifersüchtig. Denke Dir nur, Papa, er hält mir vor, daß ich dem langweiligen Doktor Winckelmann einmal —"

Alle Augen im Zimmer flogen gleichzeitig wie auf Kommando nach mir herum, denn ich mußte plötzlich wider meinen Willen so laut, so lustig auflachen — — ich mußte, ich konnte nicht anders, denn auf der Schwelle des Nebenzimmers stand untadelhaft in Frack und weißer Halsbinde, seidener Weste und Goldberloques darüber, genau so, wie ich ihn vor bald vierzehn Tagen zum letzten Mal auf unser Haus zukommen sah — Herr Hektor Kuhlmann. Nur seine Wangen waren etwas rosiger angehaucht, denn auch er rief, sich vertheidigend:

„Nein, Herr Kommerzienrath, glauben Sie ihr nicht. Sie ist die Eifersüchtige, meine süße, einzige Helene ist es. Sie schmollt mit mir und wirft mir

vor, daß ich einmal mit der Handwerkerstochter, die sich bei Ulquists im Hause befand —"

„Herr Kuhlmann," sagte der von beiden Parteien zugleich als Richter Erkorne, „ich schätze S—sie s—sehr, ich schätze S—sie auf zweimalhunderttaus—send Thaler. Aber gewiß werden S—sie meine Tochter nicht geringer schätzen — warum s—sollten einmal zweimalhunderttaus—send Thaler auf das andere Mal zweimalhunderttaus—send eifers—süchtig s—sein? Machen s—sie doch allein jedes nur zwei mit fünf Nullen und zus—sammen vier mit ebens—so vielen —"

In diesem Augenblicke hatte ich so lustig aufgelacht, daß alle Blicke sich auf mich wandten. Hektor Kuhlmann's Rosenfarbe verwandelte sich in Scharlach, während die seiner in Liebesglück und Scherz beseligten Braut aus dem Weißgelben ins Grünliche hinüberzuspielen begann. Sie standen beide einen Moment sprachlos, nur Herr Heidmann wandte sich mir wieder zu und sagte schnell:

„Begreife Ihre S—situation, Fräulein — Winckelmann — richtig, Winckelmann; weiß, daß man über ein plötzliches, ganz unerwartetes Defizit manchmal in der ersten S—sekunde unwiderstehlich auflachen muß. Gehen S—sie; S—sie brauchen mir nicht zu danken,

's ist ein Geschäft, und Ihr Name hat gej—setzliche Gültigkeit. Empfehle mich."

Helene hatte mich eine Weile stumm mit den Augen gemessen, nun kam ihr die Sprache wieder.

„Hat dieß Mädchen um Arbeit bei Dir nachgesucht, Papa?" fragte sie höhnisch. Dann wendete sie sich in demselben Ton zu mir:

„Wenn Sie ordentlich zu nähen verstehen — ich habe allerdings in kurzer Zeit viel für meine Aussteuer anfertigen zu lassen. Vielleicht, daß Sie recht mit Liebe daran arbeiten würden?"

Nein, das war keine Demüthigung, keine Selbsterniedrigung mehr, man war nicht arm und bettelte nicht, wenn man so aus voller Seele noch immer fortlachen konnte, mußte.

„Ich danke Dir, meine theure Helene," antwortete ich, „o, Du weißt nicht, wie dankbar ich Dir bin. Dein Anblick thut mir so wohl — auch der Ihrige, Herr Kuhlmann — ich wollte, es stände in meiner Macht, zu bewirken, daß Sie sich gegenseitig auf eine Million schätzen könnten. O, seid glücklich, wahrlich Ihr verdient es um mich!"

„Eine unverschämte, ordinäre Person, mich zu duzen! Was wollte sie eigentlich, Papa?" hörte ich meine aufrichtige Freundin noch sagen. Doch ich

befand mich schon auf dem Flur, in einer Sekunde weiter auf der Straße. Es war der Anfang des Wegs, der drüben, weit drüben an den Wellen, an der Strohhütte im Sonnenschein endete — warum klopfte mein Herz trotzdem so viel ruhiger, als wie ich gekommen? Warum mußte ich noch immer, trotz der klang- und duftlosen Welt, die um mich lag, heimlich fortlachen, als wäre von drüben ein verirrter Strahl jener Sonne schon auf mich gefallen?

Bezahlt.

Der Brief liegt vor mir, ich brauche ihn nur abzuschreiben:

„Herrn Doktor Winckelmann.

Ich habe neulich gehört — ich lauschte nicht, ich mußte es hören — daß der Onkel sein zu Deinen Gunsten von jeher festgestelltes Testament dahin umgeändert hat, daß mir dereinst die Hälfte seiner Erbschaft zufallen solle. Ich hörte auch, daß Du jetzt die Hälfte ebenfalls zurückwiesest und ihn auffordertest, mir das Ganze zu hinterlassen. Du thatest es in so verächtlichem Tone, daß ich mich nicht weigern kann, es anzunehmen. Außerdem habe ich eine so große Schuld zu zahlen, daß ich der vollen Summe bedarf. Ich danke deßhalb dem Onkel aus vollem Herzen,

es thut mir unsäglich weh, ihm so weh thun zu müssen, daß er mich nicht mehr wiedersieht, denn er ist der Einzige, der mich lieb hat — — und darum wage ich es, ihn zu bitten, daß er mir zulieb fünfzig Thaler an Herrn Kommerzienrath Heidmann zahlt, die ich demselben schulde — daß er aber Alles sonst, was seine Güte für mich bestimmte, in meinem Namen Dir, Geerdt Winckelmann, zurückgibt, als Bezahlung für das Blut, das Du fortgegeben, um mein Leben zu erhalten. Es mag Deine ärztliche Pflicht gewesen sein — ich betrachte es auch so — und vergelte sie Dir deßhalb auch so. Ich hoffe, daß jeder Tropfen mit einem Goldstück bezahlt wird, sonst will ich arbeiten, daß es geschieht.

Leb' wohl, Geerdt Winckelmann. Du kannst unbesorgt jetzt in das Arbeitszimmer des Onkels eintreten, denn Du wirst mich dort nicht mehr sehen. Ich bin Dir zu Dank verpflichtet und will Dir jede Furcht vor meinem verhaßten Anblick rauben.

Ich weiß wohl, daß ich trotzdem noch in Deiner Schuld stehe, aber diese Schuld läßt sich nicht mit Geld bezahlen. Ich war ein hochmüthiges, albernes, unwissendes Geschöpf; Du hast mich gelehrt, gebessert, mir alles Das gegeben, was gut und nicht werthlos in mir ist. Wenn ich bei Dir war, Geerdt, wehten Deine Lippen an

einem Tage den Dunstkreis fort, den ein Jahr um mich gesammelt. Ich war nicht schlecht, Geerdt, aber ich war schwach, wie meine Mutter vielleicht, wie mein Vater. Ich glaube, daß die Frau, die ich Mutter nannte, mich haßte, ohne es sich zu sagen, und eine Rache darin fand, mich eben so erbärmlich zu machen, wie sie sich selbst manchmal fühlte; und ich glaube, daß in Dir, Geerdt, ohne es zu wissen, ein Drang lebte, mich zu retten, mich so gut zu machen, wie Du warst — wie Du mir früher warst. So folgte ich ihr und Dir, aber die Sonne war nur bei Dir, Geerdt, und der Nebel kam, wenn Du mich verließest. Und er ward schwer und schwerer, und die Angst stieg mir im Herzen, das, auch ohne es zu wissen, das schlechte, das verderbte Blut nicht mehr dulden wollte — denn, Geerdt, lieber alter Geerdt, mein Bruder, o wolltest Du es glauben, das Herz selbst war nicht schlecht.

Nun bin ich nicht mehr, nun lebe ich ganz von Dir. In meinen Adern fließt Dein Blut, wie in meinem Kopf Deine Gedanken. Es ist nichts von der anderen Hälfte geblieben, ich bin Dein Geschöpf und ertrage es nicht länger, daß der Schöpfer sich von mir abwendet. Aber ich will nicht sterben, wie damals, denn mir ist das Glück geblieben, an Dich

denken zu können, zu müssen; mit jedem Pulsschlag mahnt mich ja Dein Blut an Dich.

Ich gehe weit fort, und Du siehst mich niemals wieder. Leb' wohl, Geerdt — in meinem Unglück bin ich so glücklich, seit heut Morgen so glücklich — ich hätte sie umarmen mögen, wie sie mich verhöhnte, und ihr danken, daß sie — daß sie noch so arm ist gegen mich. Die Syringen blühen wieder, und ich habe eine gebrochen und sie Dir zum Gedächtniß in den Brief gelegt. Nun weißt Du es ganz allein hier in der Stadt, daß sie einst dort geblüht, wo jetzt das goldene Gitter steht. Mir ist's, als wär's ein Geheimniß, ein Sonnenband zwischen Dir und mir, wo immer ich sein mag — als müßte ich es fühlen, wenn Du daran denkst — denn wir sind ja die Einzigen, die es wissen, Du und

Deine Anna."

Syringen.

Onkel Biesewig.

Auch ein Brief. Da liegt er, und wenn ich ihn ansehe, klopft das Herz mir wieder, wie als ich ihn empfangen und aufgerissen. Ich würde kaum glauben, daß Geerdt's feste, deutliche Hand ihn geschrieben, so verändert, zitternd, hastig ist die Schrift — nicht un=

ruhvoll, doch als habe der Schreibende keine Ruhe gehabt — dazwischen ist ein Unterschied, ein großer Unterschied — wenn man jung ist.

Es ist eine sonderbar verkehrte Welt, in der wir leben, und deßhalb steht auch wohl das Postskript an der Spitze:

„Sag' meiner alten Kathrine, sie soll gut in alle Winkel sehen, daß kein Spinngeweb' und Staub irgendwo in der Wohnung sich verkriecht, wenn ihre zukünftige Herrin den kleinen, durchlauchtigen Fuß hineinzusetzen geruht." Geerdt.

Und darunter ganz klein, weil der Raum fehlt:

„Ich geruhe überhaupt nicht, Onkel, und bin keine Herrin. Ich will nur ruhen, an seinem Herzen und in Deinen Armen ruhen und müßte ich darum auch statt Anna Winckelmann die alte Kathrine sein."

Anna.

Rechts und links steht das Letzte um den Anfang des Briefes herumgeschrieben, um das Wort:

Herzensonkel.

Du verzeihst, wenn ich nur ganz, ganz kurz das Wichtigste schreibe, damit Du so ruhig, so sorglos, so glücklich bist, wie ich. Ich habe meine Schwester — Cousine nennen's die Leute ja wohl? — nicht gefunden. Erschrick nicht, ich bringe dafür etwas

Anderes mit — Du bist Schuld daran, Onkel, Du allein; vor zehn Jahren hast Du mir sie einmal auf dem Arm lachend entgegengehalten und sie wieder zurückgezogen und gefragt: „Ja, Geerdt, ich habe sie, und sie gehört mir — was gibst Du mir für die kleine Braut, Geerdt?“ Ich habe es nicht vergessen, doch nun ist die Sache umgekehrt, ich halte sie im Arm und frage: „Ja, Onkel, nun habe ich sie, und sie gehört mir — was gibst Du mir für die Schwiegertochter, Onkel?“

Wir saßen wieder ebenso im Wagen, als Du ins Haus zurückgegangen, Onkel, Herr Wolfhart und ich, ebenso wie damals, als ich zum ersten Mal mit ihm zu gleichem Zweck in die Welt hinausfuhr. Nur war es Winter damals, und der Schnee lag auf den Feldern, den Straßen, durch die wir fuhren, während der Blick jetzt nur Grün und Blütenschnee sah, wohin er fiel. Mir war's oft, als halte ich es nicht aus und müsse aus dem Wagen springen und schneller vorwärts laufen als die Pferde. Die Syringen blühten überall in Gärten und auf Wällen, in den Dörfern, den Städten, auf den Feldern, Nachts wogte ihr Duft unsichtbar über dem offenen Wagen, und die Sterne flimmerten — doch Herr Wolfhart sah sie nicht bei Tage und ahnte sie nicht bei Nacht.

Er saß immer schweigsam wie damals und lächelte nur, wenn meine Lippen manchmal ihre Angst nicht mehr zurückhalten konnten und wiederholten: „Wir finden sie niemals wieder.“ Dann lächelte er ironisch und sagte: „Alles kann verloren gehen, nur ein hübsches Mädchen nicht, denn dem sehen alle Leute nach, die Männer aus Vergnügen und die Weiber aus Neid, und wissen, wohin es gegangen. Und sie ist doch hübsch, nicht wahr, Herr Doktor?“

Wir rasteten nirgendwo, Tag und Nacht ging es vorwärts; als der zweite Morgen kam, fuhren wir wieder durch die Straßen der großen Stadt. Sah sie wirklich auch jetzt im Mai so trüb und freudlos aus, oder blickte ich sie nur so an? Manchmal schoß es mir, wie wir an den Häusern vorüber fuhren, durch den Kopf, daß ich ein Schild, einen sonderbaren Namen auch damals gesehen und verwundert betrachtet. Doch jetzt hing mein Auge nur forschend an dem Gesicht meines Begleiters, wenn er bald hier, bald dort kurze Worte mit Jemandem gewechselt hatte. Dann, wenn er es gewahrte, daß mein Blick gespannt auf ihm ruhte, lächelte er wieder halb spöttisch: „Es ist wahrhaftig ein Glück, daß sie hübsch ist, Herr Doktor — wunderhübsch, wie die Leute sagen — sonst hätten wir ihre Spur lange verloren.“

Er hatte sich während der Fahrt kurz ihre Lebensgeschichte von mir erzählen lassen. „Auch wenn etwas, das Sie wissen, Ihnen unbedeutend und für unsern Zweck gleichgültig erscheint," sagte er, und ich erzählte. Es war mir ein Trost, es zu können, es zu sollen, ich sprach, wie ich es dem Wald, dem Zimmer, einem todten Holz gesagt hätte — ich weiß selbst nicht was — Herr Wolfhart vernahm es ja nicht anders, wie ein todtes Holz, das sich bewegte.

Nun rauschte der Fluß wieder, und bunt bewimpelt schaukelten tausend Masten auf dem ruhlosen Wasser leise durcheinander. Wir waren nach kurzem Anhalten fast direkt an die Dampfschiffsbrücke hinuntergefahren; das Gesicht meines Begleiters blieb unausgesetzt so heiter wie damals, als er das Fernrohr vom Auge abgesetzt und auf die Insel im Fluß deutend, es mir herübergereicht hatte.

Er sprang jetzt aus dem Wagen und fragte einen Hafenbeamten höflich, ob gestern ein Schiff nach Antwerpen oder Amsterdam gegangen sei? Es war das einzige Mal, daß mir sein Gesicht einen etwas gespannten Ausdruck zu haben schien, der sich sofort in die vorige Heiterkeit umwandelte, wie der Beamte kurz antwortete: „Nein. Vor vier Tagen das letzte."

„Und das nächste?"

„Heute.“

„Nein, das darauf.“

„Wieder in vier Tagen.“

„Ich danke,“ versetzte Herr Wolfhart, artig am Hut rückend, „vier Tage wären für fünfzig Thaler Reisegeld der Bankerott, und sie ist nicht nur hübsch, sehr hübsch, sondern auch klug, nicht wahr, Herr Doktor?“

Hörte Herr Wolfhart doch vielleicht mehr als ein todtes Holz?

Er sah auf seine Uhr und blickte dann lächelnd umher.

„Wir haben noch zwei Stunden und zwanzig Minuten Zeit,“ fuhr er fort; „es ist doch schöner hier im Mai als im Januar. Man geräth nicht in Versuchung, in die Kneipe zu treten und Punsch zu trinken, es gibt andere, sommerlichere Zerstreuungen. Sie geben gar nicht auf das Acht, was sich Ihnen hier bietet, Herr Doktor, um die Zeit zu tödten. Ich möchte darauf wetten, wenn Sie sich ohne mich hier befänden und ich Sie nicht aufmerksam darauf machte, so entginge Ihnen selbst, was für ausgesucht und für eine solche Stadt wirklich überraschend schöne Syringen man hier hat, die in der That jedem Freund

derselben, der hieher in die Nähe kommt, Bewunderung einflößen müssen."

Ich sah ihn erstaunt an. War das — Blumenliebhaberei — die Seite, die den trockenen Beamten so in Ekstase zu setzen vermochte, daß er mit strahlendem Gesicht plötzlich an die Blumenverkäuferin herantrat, die ihre Bude, mit großen Syringentrauben umwölbt, dicht neben der andern Bude aufgeschlagen hatte, in die das oft mit Thränen ersparte Geld für die Ueberfahrt nach Amerika, Indien, Australien, nach allen Theilen der Welt hineinbezahlt wurde? Verwundert folgte ich ihm langsam nach. Ja, er betrachtete mit Kennermiene jede Blume und pries sie, daß die Verkäuferin redselig darauf erwiederte. Besonders fand sein Entzücken über die reiche Auswahl an Syringen aller Art und Farben kein Ende.

„Meine Schwester liebt sie so — die junge Dame mit dem goldblonden Haar und den blauen Augen, die heute in der Frühe hier war," sagte er, den Duft einer seiner Lieblinge einathmend, „erinnern Sie sich? Sie trug ein grünes Kleid und nahm nur eine Syringe zur Probe, um sie mir zu zeigen."

Ich erschrak beinahe. Was hatte ich in dem Wagen gesagt? Herr Wolfhart hörte nicht wie ein todtes Holz, wahrlich nicht —

Die Augen der Verkäuferin leuchteten auf. „O, ist das Ihre Schwester, mein Herr? Ich hatte sie noch nie bei mir gesehen und hätte so gern gewußt, wer sie sei. Sie sah so traurig und doch so schön aus, als sie die Syringe nahm — hier an diesem Zweig brach sie die fehlende Blume ab —“

„Und ging dann dort hinüber, um ein Fahrbillet zu kaufen,“ fiel Herr Wolfhart ein; „ja, ja, sie sucht ihren Liebsten und reist deßhalb nach Amsterdam, und wenn sie eine Syringe sieht, denkt sie an ihn.

„Dachte ich mir doch so etwas,“ erwiederte die Frau, „wie ich sie da am Schalter stehen und das Geld hineinzählen sah, und wie sie sich ins Boot setzte und die Blume vor die Augen hielt, damit man ihre Thränen nicht gewahren sollte, aber ich that es doch. Guter Gott, man ist auch eben jung gewesen.“

Herr Wolfhart war die Liebenswürdigkeit selbst. „Sie wollen mich auf meine Unart aufmerksam machen, daß ich anfänglich über meine Bewunderung für diese Blumen die schönste vernachlässigt,“ sagte er mit einer artigen Verbeugung; „doch ich fühle mich nicht ganz schuldig, denn Ihre Aehnlichkeit mit meiner Schwester war es eigentlich, die mich herbeizog. Ins Boot, sagen Sie? Ja so, sie wird von der alten Tante

drüben auf der Insel Abschied nehmen und sich von dort an's Dampfschiff setzen lassen."

Er deutete dabei auf eine der nach dem andern Ufer zu liegenden Inseln, doch die Frau wies weiter stromabwärts, indem sie erwiederte:

„Ja, dorthin fuhr sie, das liebe Ding; ich habe ihr lange nachgesehen. Sie sagte noch zum Schiffer, daß ich es hören konnte: Aber das Dampfschiff kommt doch gewiß vorüber?"

Weißt Du, Onkel, wie mir zu Muth war? Du vermagst es nicht zu denken —

Ich kaufte den halben Blumenladen der guten Frau und sagte, ich würde schicken und sie abholen lassen. Nur den Syringenzweig, an dem die eine Blüte abgebrochen war, nahm ich mit mir.

Herr Wolfhart lächelte ironisch und stand wieder neben mir, wie ein todtes Holz — hatte sie nicht geschrieben, es sei ein unsichtbares Band zwischen ihr und mir?

Wieder drehten sich die Räder wie damals, wir fuhren stromab, die Stadt verschwand. Ich stand und blickte vorwärts, wie weit war es noch — es hatte sich in meinem Kopf festgesetzt, daß es abermals so sein müsse — bis zu jener Insel.

Plötzlich schlug eine Hand mir leise auf die Schulter.

„Mr. William Smith, sehen Sie doch einmal dahin, Sie u—erden brauchen kein Fernrohr,“ sagte eine Stimme in gebrochenem Englisch-Deutsch hinter mir.

Mein Auge flog herum, schon nahe vor uns auf der andern Seite trieb ein Kahn an das Schiff heran. Das Wasser war völlig glatt, goldhell und unbewegt, und mitten im Sonnenspiegel lag das Boot, und darin stand hochaufrecht ein blondhaariges Mädchen mit feinem, etwas krankhaft blassem Gesicht. Mir lief ein Schauer über den Rücken — das Alles hatte ich schon einmal, schon gerad' so wie in wachem Traume hier gesehen — das Mädchen hielt die Augen niedergeschlagen, eine Syringe in der Hand, und das Boot kam schnell heran, auf das schnaubende Dampfschiff zu. Ich stand wie betäubt, ich sah nur, doch die Stimme, die Bewegung versagte mir —

Dann war's mir plötzlich, als müsse der Kahn im nächsten Augenblick unter die Räder des Schiffes dahintreiben und zermalmt werden, und ich schrie wahnsinnig auf: „Anna — Anna!“

Die Augen des Mädchens fuhren hastig, wie ebenfalls aus dem Traume in die Höh', ihr Körper zitterte und schwankte —

„Hinunter!“ rief Herr Wolfhart, mich am Arm

fassend, „dießmal geht's hinunter, nicht herauf, und mit Ihrer Erlaubniß benutze ich, obwohl es Ihnen nicht sehr angenehm sein wird, die Gelegenheit auch. Es ist nur schad um das bezahlte Billet nach Amsterdam."

Er hatte mich auf die Treppe, neben der wir gestanden, geschoben, und ich sprang instinktiv vorwärts in das drunterhin gleitende Boot und schlang meinen Arm um Anna in dem Augenblick, wo sie ohnmächtig über den Rand des Kahns zurückzugleiten im Begriff war — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Anna.

Dießmal mußte er es wohl, Onkel, obgleich es nicht seine ärztliche Pflicht war, denn wenn ich gefallen und unter die Räder gerathen wäre, so hätte er allein die Schuld daran getragen. Das sah er auch ein, und obwohl Herr Wolfhart zugegen war und lächelte, ließ er mich doch nicht aus den Armen los, sondern schlang dieselben immer fester um mich und küßte mich, Onkel, jede Minute wohl zwanzigmal, Onkel — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Warum ließ sie es sich gefallen, Onkel? Hätte

sie nicht ‚Nein‘ sagen können? Wozu hatte sie ihren Mund, Onkel? — — — — — — — — — — —

Der Bösewicht verleumdet mich noch. Brauchte ich nicht meinen Mund, um ihn wieder zu küssen? Wie sollte ich denn Zeit finden, um ‚Nein‘ zu sagen?

Ach, Onkel, ich habe eine recht, recht große, ungeheure Bitte an Dich, die mir schwer auf dem Herzen liegt, und ich kann sie besser schreiben als sagen. Du bist so gut, und Geerdt sagt, das Geld habe keinen Werth für Dich. Ich weiß aber, wie viel Werth es hat, wenn man es nicht besitzt und in Verzweiflung darum bettelt — lieber Onkel, ich bin so glücklich, so namenlos glücklich und muß immer denken, ich würde es nicht sein, wenn er — Du weißt, wen ich meine — nicht gekommen wäre, mich gefunden und seine Hand um meine Arme gelegt hätte, um das Blut zu halten, bis Ihr kamt — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Anna bittet mich, daß ich weiter schreiben soll, Onkel. Sie hat Recht — Geld macht den Baron Ulquist nicht reich, aber der Mangel desselben macht ihn bettelarm. Laß ihm das Vermögen seiner todten Frau, Onkel — er war hart genug durch ihr Leben gestraft — damit er sich aus dem Schuldthurm befreien und die Wechsel des Herrn Heidmann einlösen

kann. Die Schuld, die Anna bei dem Letzteren kontrahirt, will ich selbst mit Zinsen und Zinseszinsen bezahlen und ihren Schein nicht zurückverlangen, o nein, gewiß nicht — es wird die fröhlichste Stunde meines Lebens sein. — Gehst Du auch mit, Onkel?

Anna Winckelmann — macht der Name sich nicht hübsch, Onkel? — zerrt mich am Haar, weil sie bei meinem letzten Satz laut aufgelacht und ich gesagt, etwas mehr von dem „bösen" Blut hätte der Baron Ulquist noch fortrinnen lassen können. Hätte er nicht, Onkel?

Lebwohl, Herzensonkel. Uebermorgen sind wir bei Dir. Wir müssen uns etwas beeilen, denn die Hochzeit muß sein, so lange die Syringen noch blühen. Es ist schlimm, daß die Zeit so kurz ist, läßt sich aber doch einmal nicht ändern.

A propos, sage meiner alten Kathrine doch, daß sie meine kleine Lampe von der Universität hervorsuchen, herrichten und mit Oel füllen soll. Ich werde sie gleich gebrauchen, wenn ich zurückkomme.

Anna küßt in Gedanken Dich und in Wirklichkeit

Deinen Geerdt.

Nicht umsonst.

Da lag der Brief, und ich hatte ihn gelesen.

Närrische, wechselschnelle, glückliche Jugend — das nannte er nur ganz, ganz kurz, nur das Wichtigste schreiben.

Was ist wichtig, was gering? Seit Jahrtausenden mühen die Menschen sich ab um eine Antwort auf die Frage, die der Glückliche mit einem Worte löst. Wichtig ist Alles, was glücklich macht.

Das Alles war also wichtig, damit ich so ruhig, so sorglos, so — glücklich sei wie er.

Nein, Geerdt, Du hast Recht, ich weiß nicht, wie Dir zu Muth war, ich vermag es nicht zu denken, wie einem Menschen zu Muth ist, wenn er im Begriff steht, das wiederzufinden, wovon alle Freudigkeit, aller Werth seines Lebens abhängt. Denn auch umgekehrt ist es wahr: Nur das Glück schafft den Werth des Lebens.

Mache glücklich, und Du hast etwas gethan, und Dein Leben ist nicht verloren gewesen. Es ist ein seltsam, seltsam Ding. Der alte Sänger hat wahr gesprochen: Gleich wie Blätter im Wind, so sind die Geschlechter der Menschen. Eines wird im Frühling

verweht, Niemand weiß wohin; das andere, das neben ihm aus gleichem Zweige gewachsen, bleibt einsam zurück, überdauert den langen Sommer und blickt braun noch in einen heiteren Herbst hinüber.

Wenn ich noch einmal zu wählen hätte, welchem Blatte ich gleichen wollte, ich wählte Deines, Dorothea.

Was ist, ist gut, sagte Einer; ich sage, was vorüber ist, ist besser. Geerdt hatte wohl Recht, nicht für sich, doch für Andere, für Tausende, die vor ihm waren und nach ihm sein werden. Es ist noch eine andere Kette, die sich vom Aeltervater zum Enkel schlingt, als das physische Leben, das jener diesem übermacht. Nicht der Einzelne gleicht dem Baum des Waldes, der sich aus dem Keime entwickelt, Wurzel schlagend durch niederes Gestrüpp sich emporringt und seine hohen Wipfel fröhlich im Sonnenblau bewegt. Nicht der Einzelne gleicht ihm, sondern das Geschlecht. Es ist immer Einer, der mühsamen Kampfes sein Leben opfern muß, damit das, welches auf ihn folgt, zur Freiheit hinausgelangt und sich in ihr fröhlich entwickelt. Ja, es ist Einer, Geerdt, der darben muß, damit sein Sohn das Haus baue, in dem seine Enkel wohnen sollen.

Ehre ihm, auf ihm ruht der Fortschritt der Menschheit. Auch auf Deinem Vater ruht er mit, Geerdt,

sein Gedächtniß bleibt, und Deine Kindeskinder werden es preisen, ohne von ihm zu wissen.

Und ebenso gibt es wohl ein anderes Zwischenglied noch in der seltsamen Kette des Lebens. Es ist wohl nicht genug Glück vorhanden, daß es Allen zu Theil werden kann, und es muß hie und da Einen geben, dem nur dazu Leben verliehen, um auch hier für kommende Herzen das Gestrüpp des Waldes zu lichten, um, ein knüpfendes Band zwischen Vergangenheit und Zukunft, selbst nur in der Erinnerung und in der Hoffnung fremden Glückes durch die Jahre hinzugehen.

O, es ist leichter, wenn das Band kurz ist und früh durchschnitten wird, Dorothea — leichter, als wenn es sich lang ausspinnt, bis zu dem braunen, einsamen Blatte in den Herbst hinein. Doch es hat auch seine Pflicht gethan, denn es hat ausgehalten, bis der Riß des Glückes wieder vereinigt, und vielleicht bleibt darum auch sein Gedächtniß in Ehren.

So stehen wir auf den Schultern dessen, was war, und das, was kommt, auf den unsern; aber wie lang die Reihe wird, sie wird den Himmel nicht erstürmen. Nicht mit dem Geiste und nicht mit dem Herzen. Denn gleichwie die Atome gezählt sind, die unserer Erde angehören, deren keines von ihr abzuirren vermag, so

ist es die Summe der Erkenntniß und die Summe des Glückes, die der Menschheit auf ihr verliehen. Der Eine muß entbehren, damit der Besitz des Andern erhöht wird, und auch das Blatt, das am Längsten die Stürme überdauert, muß endlich fallen, um die Summe seiner Existenz dem großen Gemeingut der Erde zurückzugeben.

Ja, Sonne und Schatten wechseln im Leben. Mehr ist dem Einen von jener, mehr dem Andern von diesem beschieden. Doch ganz sonnenlos geht Keiner auf seiner Wanderung über die Erde, Keiner ganz ohne Schatten. Wir Alle stehen im Thorweg des Lebens, der aus der Fremde in die Fremde führt, und treten bald in den wärmenden Strahl hinaus, bald zurück in die fröstelnde Kühle.

Heute bin ich noch allein, morgen gehöre ich der Zukunft, Anna's und Geerdt's freudige Gesichter werden mich nicht mehr verlassen. Heut' aber will ich noch über die Haide gehen, dorthin, wo die Sonne immer noch schräg durch die hohen Stämme fällt, durch die einst Ferdinand Bolten und Dorothea Winckelmann hinabgegangen in den Wald.



Druck von G. Bernstein in Berlin.

Nordlicht.

Novellencyclus
von
Wilhelm Jensen.

3 Bände. 1872. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Sgr.
Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Thlr. 15 Sgr.

Neue Novellen

von
Karl Heigel.

1872. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Nachtigall.

Roman
von
Gustav zu Putlitz.

2 Bände. 1872. 8. Geheftet 3 Thlr. 20 Sgr.

Walpurgis.

Novelle
von
Gustav zu Putlitz.

Zweite Auflage.
1873. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Sgr.
Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 22½ Sgr.





